ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN

UNTER MITWIRKUNG VON PROF. D. J. BEGRICH, PROF. DR. A. FALKENSTEIN, PROF. DR. H. KEES, PROF. DR. E. WALDSCHMIDT UND PROF. DR. FR. WELLER HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. RICHARD HARTMANN

INHALT:

Das bulgar-türkische Wort kermän „Befestigung, Stadt". Von J. Benzing 145

Besprechungen: . . . . . 147—196

Banz, E., s. Frick, H.

Bittel, K., u. H. Otto: Demirci-Hüyük. (F. Hančar) 185

Brauw, L. de: Europe en de Stier. (Fr. W. Frhr. von Bissing) 150

Dalman, G.: Arbeit und Sitte in Palästina. Bd. VI. (K. Galling) 172

Dibelius, M.: Wozu Theologie? (H. H. Schaeder) 153

Fascher, E., s. Frick, H.

Frick, H.: Rudolf-Otto-Ehrung hrsg. I. Quellenstudien zur Religionsgeschichte. II. Zum Verständnis des religiösen Phänomens. III. Christliche Wirklichkeitsschau. (H. W. Schomerus) 147

Helm, K., s. Frick, H.

Hessen, J., s. Frick, H.

Jones, A. H. M.: The Herods of Judaea. (G. Kittel) 174

Ittmann, J.: Grammatik des Duala. Unter Mitarb. v. C. Meinhof. (D. Westermann) 195

Junker, H.: Die Götterlehre von Memphis. (J. Spiegel) 158

Kitayama, J., s. Frick, H.

Labat, R.: Le poème babylonien de la Création. (A. Schott) 165

Leeuw, G. van der, s. Frick, H.

Littmann, E.: Thamūd und Ṣafā. (H. Grimme) 174

Lüders, H.: Philologica Indica. (L. Renou) 187

Lufft, H.: Japans strategische Stellung. (F. M. Trautz) 193

Meinhof, C., s. Ittmann, J.

Merkel, R. F., s. Frick, H.

Olbricht, P.: Von der Einstellung des Herrschers zu seinen Beratern. (J. Průšek) . 191

Otto, H., s. Bittel, K.

Otto, R., s. Frick, H.

Passarge, S.: Die Urlandschaft Ägyptens und die Lokalisierung der Wiege der altägyptischen Kultur. (G. Roeder) 157

Schulz, A.: Psalmen-Fragen (Joh. Herrmann) 174

Siegfried, Th., s. Frick, H.

Stamm, J. J.: Erlösen und Vergeben im Alten Testament. (W. Eichrodt) 173

Wünsch, G., s. Frick, H.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite

Preis halbjährlich RM 24 —; für Mitglieder der DMG RM 22 —. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Manuskripte und Rezensionsexemplare an den Verlag zu richten. Gewähr für Besprechung unverlangt eingehender Bücher kann nicht übernommen werden.

Es ist zuständig: Für Altes Testament und Judaica Prof. D. J. BEGRICH, Leipzig W 35, König-Georg-Str. 14 / für Keilschriftforschung Prof. Dr. A. FALKENSTEIN, Berlin-Lichtenrade, Nürnberger Str. 13 / für Allgemeines, Semitistik, Islamistik, Iranistik, Turkologie und Afrikanistik Prof. Dr. R. HARTMANN, Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 13 / für Ägyptologie Prof. Dr. H. KEES, Göttingen, Düstere Eichenweg 12 / für Indologie Prof. Dr. E. WALDSCHMIDT, Göttingen, Hainbundstr. 21 / für den fernen Osten Prof. Dr. Fr. WELLER, Leipzig C 1, Stephanstr. 12.

Jährlich 12 Nummern

45. JAHRG. NR. 4 APRIL 1942

Printed in Germany

J. C. HINRICHS VERLAG / LEIPZIG C 1

(Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses):

Systematische Übersicht:

Aufsätze . . . . . 145—147
Allgemeines . . . . . 147—157
Ägyptologie . . . . . 157—165
Keilschriftforschung . . . . . 165—172
Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum . . 172—174
Semitistik, Islamistik . . . . . 174—185
Kaukasus, Turkologie, Iran . . . . 185—187
Südasien . . . . . 187—191
Ostasien . . . . . 191—195
Afrikanistik . . . . . 195—196

Zeitschriftenschau: Der Nahe Osten — Orientalia Christiana Periodica — Ostasiatische Zeitschrift — Revue Tunisienne . . 196—200

Neuerscheinungen:

55 Bouda, K.: Beiträge zur kaukasischen und sibirischen Sprachwissenschaft. 4. Das Tschuktschische. Leipzig: F. A. Brockhaus i. Komm. 1941. (VII, 51 S.) gr. 8° = Abhandl. f. d. Kde des Morgenlandes XXVI, 1. RM 4.—.

56 Cartellieri, A.: Der Vorrang des Papsttums zur Zeit der ersten Kreuzzüge 1095—1150. München: R. Oldenbourg 1941. (LVII, 466 S. 1 Tab.) gr. 8° = Weltgeschichte als Machtgeschichte. RM 16.50.

57 Dillmann, Aug.: Chrestomathia Aethiopica, edita et glossario explanata. Editio stereotypa, Addenda et corrigenda adiecit E. Littmann. Leipzig: W. Keller 1941. (XVI, 299 S.) gr. 8° RM 12.60.

58 Eilers, W.: Iranische Beamtennamen in der keilschriftlichen Überlieferung. Leipzig: F. A. Brockhaus i. Komm. 1940. (VII, 142 S., 4 Taf.) gr. 8° = Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlandes XXV, 5. RM 15 —.

59 Fochler-Hauke, G.: Die Mandschurei. Eine geographisch-geopolitische Landeskunde auf Grund eigener Reisen und Schrifttums. Heidelberg: Vowinckel 1941. (XV, 448 S.) gr. 8° = Schriften zur Wehrgeopolitik Bd. 3. RM 25 —.

60 Fokken, P. u. K. U. v. Hassel: Waafrika wa leo. Ausgewählte und überarbeitete Suahelitexte aus Zeitschriften. Mit einem Wörterverzeichnis. Leipzig: Pan-Verlag Rud. Birnbach 1941. (64 S.) 8° = Arbeitshefte für den Sprachmittler, H. 31, hrsg. v. H. Wilsdorf. RM 2.40.

61 Grönbech, V.: Zeitwende. I. Jesus der Menschensohn. Stuttgart: Kohlhammer 1941. (159 S.) gr. 8° = Vilhelm Grönbech Werke. Deutsch v. H. H. Schaeder. I, 1. RM 6 —.

62 Hansen, O.: Berliner soghdische Texte. I. Bruchstücke einer soghdischen Version der Georgspassion (C 1), hrsg. Berlin: Verlag d. Akad. d. Wiss., in Komm. W. de Gruyter & Co. 1941. (38 S., 1 Taf.) 4° = Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Jg. 1941. Philos.-hist. Kl. Nr. 10. RM 3 —.

63 Konow, St.: The two first chapters of the Daśasāhasrikā Prajñāpāramitā. Restoration of the Sanskrit text analysis and index. Oslo: J. Dybwad i. Komm. 1941. (117 S.) gr. 8° = Avh. utgitt av Det Norske Videnskaps Akademi i. Oslo. II. Hist.-Filos. Kl. 1941, No. 1. Kr. 7.50.

64 Lamm, C. J.: Oriental Glass of mediaeval date found in Sweden and the early history of Lustre-Painting. Stockholm: Wahlström & Widstrand 1941. (114 S. 17 Abb., 24 Taf.) gr. 8° = Kgl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Del 50: 1. Kr. 7 —.

65 Lukas, J.: Deutsche Quellen zur Sprache der Musgu in Kamerun zusammengestellt u. bearb. Berlin: D. Reimer 1941. (121 S., 1 Kte) gr. 8° = Beihefte z. Ztschr. f. Eingeborenen-Sprachen, hrsg. v. C. Meinhof, H. 24. RM 9 —.

66 Mischlich, A.: Über die Kulturen im Mittel-Sudan. Landwirtschaft — Gewerbe — Handel. Unter Beifügung der Haussa-Texte. Berlin: D. Reimer 1942. (XI, 199 S., 1 Taf.) gr. 8°. RM. 5 —.

67 Rousselle, E.: Die Totteninsel. Sylvester-Ansprache 1941/42, gehalten im China-Institut, Frankfurt a. M. Darmstadt: L. C. Wittich o. J. (10 S.) 4°.

68 Schomerus, H. W.: Indische und christliche Enderwartung und Erlösungshoffnung. Gütersloh: C. Bertelsmann 1941. (VIII, 326 S.) gr. 8°. RM 11 —; geb. 13 —.

OLZ

XLV / 4 APRIL 1942

Das bulgar-türkische Wort kermän „Befestigung, Stadt".

Von Johannes Benzing.

1. In seiner Arbeit über „Türkische Namen der Iranier"[1] erwähnt Herr H. H. Schaeder die Städte Sary-kerman, Ak-kerman, In-kerman, Tepe-kerman usw. (S. 11, Anm. 2) und stellt die Frage, ob das Wort *kärmän* „Stadt" wirklich türkisch sei.

2. Aschmarin[2] weist darauf hin, daß es nach den russischen Chroniken im wolgabulgarischen Reich eine Stadt Kermentschuk gegeben habe, und er erklärt[3] diesen Namen als Deminutivum[4] von *kärmän*. Dieselbe Bildung finden wir in dem ukrainischen Städtenamen Staryj-Kermentschik, während Krementschug (ebenso Kremenez, Kremennaja) aus dem Slavischen erklärt wird (< kremen' „Feuerstein"). In Bulgarien gibt es den Ortsnamen Kermenlü.

3. Das Wort *kärmän* lebt noch im kar. L. *kermen*, kar. Tr. *ḳerḿań* „Burg, Schloß" und im tschuw. *karman* (veraltet) „Befestigung, Festung". Die tschuw. Form *karman* stellt die lautgesetzliche Entwicklung eines **kärmän* oder **kermän* dar (vgl. tschuw. *as* = gtü. *es*, tat. *is* „Sinn, Gedenken"); auf geschlossenes e in der ersten Silbe weisen kar. Tr. *ḳerḿań* und die in den oben genannten Zusammensetzungen gebrauchte Form *kerman* hin.

Im tschuw. Sprachgebiet gibt es ein Dorf *karman-kassi* (russ. Karmankasov), was etwa „Burgviertel (einer Siedlung)" bedeutet; ferner sind nach Aschmarin (WB VI 102) auf der rechten Seite der Wolga bei den Dörfern Ober- und Nieder-Karabasch (Bez. Marpos.) Spuren eines befestigten Ortes unter dem Namen *karman-tu* „Burgberg" bekannt, eine Waldlichtung dort heißt *karmanDuj* (< *karman-tu uj*[ę] „Burgberg - Feld").

4. Die Verbreitung der Ortsnamen mit *kermän* läßt vermuten, daß man es dabei mit einem bulgar-türkischen Wort zu tun haben könnte. Diese Vermutung wird durch etymologische Erwägungen nahezu zur Gewißheit erhoben.

Das gtü. Verbum *ker-* „ausbreiten, ausspannen" existiert im Tschuw. in der Form *kar-* mit den Bedeutungen „ausbreiten, ausspannen; verhängen, verdecken; umgeben, umringen" (VI 85). Ein Beispiel zur letzten Bedeutung: *vǝl śulBa annǝ Da, tšul χümɛbɛ karnǝ jïvǝś paχtši kurnǝ* „er ist den Weg hinuntergegangen und hat einen mit einer steinernen Umfassung umgebenen Baumgarten gesehen". Von den Ableitungen dieses Wortes *kar-* interessieren uns in diesem Zusammenhang noch *karlǝk* „Geländer" (< **keril-ik*?) und *karDa* „Zaun, Viehhürde" (< **kertä* > tat. *kirtä* „Stange, Umzäunung, Grenze"), *karDala-* (= tat. *kirtälä-*) „einzäunen". Wenn auch die Bildung der Wörter *karlǝk* und *karDa* nicht ganz klar ist, wird man doch den Zusammenhang mit *kar-* nicht übersehen können, so daß man für *kermän* eine Grundbedeutung „Umschließung, Zaun, town" annehmen darf.

Was schließlich das Suffix *-män* anlangt, spielt es im Tschuw. in vorerst nicht weiter zerlegbaren Bildungen (z. B. *juman* = tat. *imän* „Eiche", *ilmɛn* „Bilsenkraut", *ɛrešmɛn* und *karašman* „Spinne"[1]) eine ziemliche Rolle. Im Türkischen gilt das Suffix meist als denominal[2]. Deverbale Ableitungen auf *-män* liegen aber z. B. vor in uig. *tägirmän* „Mühle" < **tägir-*, vgl. *tägirmi* „ringsum, umgebend", *tägrä* „herum"[3], trkm. *äzman* „verirrt" < *äz-* „verirren", und schließlich im tschuw. *arman* „Mühle" < *ar-*, *avǝr-* „sich drehen" (uig. *ävir-* dss.).

5. Im Hinblick auf die mit *kermän* etymologisch verwandten tschuw. Wörter wird man also dieses Wort als bulgar-türkisch ansehen dürfen. Nebenbei sei erwähnt, daß der in § 1 erwähnte Stadtname Sary-kerman eine weitere Bestätigung für die bulgarische Herkunft gibt, insofern als nämlich das *sarï* wohl kaum wie im Türkischen durch „gelb" zu übersetzen sein dürfte, sondern durch „weiß"[4]. Das *sarï* (*γ*)

1) Giese-Festschrift, 1941, S. 1—34.
2) Bolgary i Čuvaši, S. 22.
3) a. a. O., S. 108.
4) Über die Deminutivendung in Ortsnamen s. Schaeder, a. a. O., S. 21, Anm.

1) *ɛrešmɛn kari*, *karašman kari* „Spinnwebe". *karǝ* (+ Poss. Suff. > *kari*) < **ker-ik* „ausgespannt". *karašman* wohl „(Netz-)Spannerin"; zu *ɛrešmɛn* vgl. osm. *örümcek*, tat. *ürmägüč*, wörtlich etwa „Spinnerin".

2) Vgl. Ananjasz Zajączkowski, Les suffixes nominaux et verbaux dans la langue des Karaïms occidentaux, Krakau, 1932, S. 26/27.

3) s. Türk. Turfantexte I, S. 19, Anm. 57. Zajączkowski gibt für *tägirmän* eine nicht recht befriedigende nominale Ableitung.

4) Eine gelbe Lehmmauer wird nichts so Auffälliges gewesen sein, daß es im Stadtnamen seinen Niederschlag gefunden hätte.

ist lautgesetzlich zu tschuw. *šurə* „weiß" geworden. Zu *sarï* „weiß" kann auch an Sarkel, die Hauptstadt des Chasarenreiches, erinnert werden, das „weiße Stadt" bedeuten soll[1].

Besprechungen.

Allgemeines.

Frick, Heinrich: **Rudolf-Otto-Ehrung** hrsg. Berlin: A. Töpelmann 1940. Lw. 15 —. Enthält:

Quellenstudien zur Religionsgeschichte: Frick, H.: Vorwort zur Rudolf-Otto-Ehrung. Kitayama, J.: Genjō. Leeuw, G. van der: Altägyptischer Pantheismus. Merkel, R. F.: Anfänge der Erforschung indischer Religionen. (VIII, 68 S.) 8°.

Zum Verständnis des religiösen Phänomens. Helm, K.: Religionsgeschichte und Volkskunde. Hessen, J.: Das religiöse Phänomen in neuer Sicht. Wünsch, G.: Das völkische Verständnis der Weltreligionen und die Absolutheit des Christentums. (IV, 79 S.) 8°.

Christliche Wirklichkeitsschau. Banz, E.: Christus und die Silene des Alcibiades. Fascher, E.: Gottes schöpferische Lebensmacht. Frick, H.: Das christliche Ja zur Natur. Siegfried, Th.: Christliche Wirklichkeitsschau. (IV, 148 S.) 8°. = Aus der Welt der Religion. hrsg. v. H. Frick. N. F., Heft 1—3.

Bespr. von H. W. Schomerus, Halle.

In der von H. Frick herausgegebenen Rudolf-Otto-Ehrung finden wir zehn Abhandlungen, die vom Herausgeber in drei Gruppen eingeteilt und als drei Sonderhefte der Reihe „Aus der Welt der Religion. Neue Folge" auch einzeln zum Kauf angeboten werden. Nach einem kurzen Wort zur Einführung vom Herausgeber stoßen wir zunächst auf einen Beitrag des stellvertr. Japanischen Leiters des Japaninstitutes in Berlin, des Professors an der Taishō-Univ. Tokyo, Junyu Kitayama. Er bietet eine Übersetzung eines Kapitels, Genjō Kōan, aus dem Zen-Text „Shōbō Ganzō" von dem Patriarchen der Sōdō-Sekte, Dōgen, und fügt der Übersetzung eine Erläuterung hinzu. Genjō Kōen bedeutet die offenbar gewordene allgemeine Problematik. „Wenn die gestellte allgemeine Problematik offenbar geworden ist, erreicht man jeweilig eine Stufe der Erkenntnis", in der man das Seiende in seiner den Gegensatz des Subjekt-Objekt-Verhältnisses transzendierenden Sphäre des Geistes erkennt und erlebt.

Der zweite Beitrag stammt aus der Feder des Groninger Religionsgeschichtlers G. van der Leeuw. Er besteht in einer Übersetzung und Analyse eines altägyptischen Pyramidentextes. In Abweichung von Sethe deutet v. d. L. diesen Text im Sinne eines Pantheismus. Mittels magischer Heilsprechung soll der Text, der eine Liturgie darstellt, bewirken, daß der Tote ein unvergänglicher Stern, ja, daß er Atum, „jeder Gott" wird. Ob es ganz angebracht ist, hier von einem Pantheismus zu reden, ist mir doch etwas zweifelhaft.

Auf Seite 39 bis 68 des I. Heftes finden wir einen Beitrag von R. Fr. Merkel über die Anfänge der Erforschung indischer Religion im 18. Jahrh. Er nennt nicht nur die Titel der Bücher und Schriften und die Namen ihrer Verfasser, sondern charakterisiert sie auch kurz. Besonders ausführlich verweilt er bei den verschiedenen Arbeiten Bartholomäus Ziegenbalgs und bei ihrer Benutzung durch spätere Autoren. Ich darf hier wohl den Wunsch aussprechen, es möchte die Genealogie der malabarischen Götter durch einen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Das II. Heft bringt zunächst von Karl Helm einen Aufsatz über Religionsgeschichte und Volkskunde. Er zeigt an dem Beispiel der Bedeutung, die den Tagen beigelegt wird, ob und wiefern das volkskundliche Material wissenschaftlich für die Kenntnis einer Religion verwertet werden darf. Er schließt seinen kurzen Beitrag mit 4 Leitsätzen, die, wie er mit Recht sagt, für alle Arbeiten solcher Art Geltung haben.

In seiner Abhandlung über das religiöse Phänomen in neuer Sicht zeigt Johannes Hessen, wie die Religion zwar ihren Wahrheitsbeweis nicht von der Metaphysik erhalte, sondern ihn in sich selbst trage, in der Selbstgewißheit des religiösen Werterlebnisses, wie aber das philosophische Denken ihren Wahrheitsanspruch doch zu rechtfertigen suchen könne, und zwar auf dem anthropologischen Wege, indem es die Verwurzelung der Religion im menschlichen Geiste nachweise, auf dem erkenntnistheoretischen Wege, indem es die religiöse Werterfahrung aufzeige, und auf dem metaphysischen Wege, indem es dem religiösen Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwende und durch das Postulat der Begreifbarkeit der Gesamtwirklichkeit zur Idee eines obersten Seinsprinzips, das zugleich Wert- und Sinnprinzip ist, führe. Dadurch kann das philosophische Denken zwar nicht Gottes Dasein als denknotwendig erweisen, wohl aber den Gottesglauben als vernunftnotwendig. Weiter behandelt H. von der Religionspsychologie, Religionsphänomenologie und Religionsphilosophie her das Problem des Verhältnisses von Religion und Sittlichkeit, von Religion und Kultur, schildert sodann das Heilige in seinem Eigenwert und deutet endlich noch kurz an, worin die Werte des Heiligen bestehen.

G. Wünsch unterzieht die bisherigen Versuche, die Absolutheit des Christentums sicher-

1) tschuw. *kil* < **kel* „Haus, Gebäude", *šurə kil* „weiß s Gebäude" < **sarï kel!*

zustellen, einer eingehenden Kritik und zeigt, daß der christliche Glaube die Gewißheit seiner Absolutheit in sich selbst trage, die er dann aber durch Vergleich mit den anderen Religionen befestigt und bewährt zu sehen bemüht ist. Diese Bewährung und Befestigung sieht er gegenüber der menschlichen und der profanen geschichtlichen Wirklichkeit in der Vereinigung von radikaler überweltlicher Hoheit und radikalem weltlichem Realismus.

Das III. Heft beginnt mit einer Abhandlung von Ernst Benz „Christus und die Silene des Alcibiades. Wandlungen eines platonischen Bildes im Zeitalter der Reformation". Im Symposion läßt Plato den Alcibiades den Sokrates mit einem Silen vergleichen, der unter der häßlichen Außenseite im Inneren schöne Götterbilder birgt. Dieses Bild ist von Erasmus in seinem Lob der Torheit und in der Adagia als Symbol des allgemeinen Gegensatzes von äußerem Schein und innerem Wesen auf Christus, das Christentum, auf die Christen, das Sakrament, auf das Verhalten Gottes der Welt gegenüber, auf die Offenbarung im Wort und ferner zur Kritik seiner Zeit benutzt worden, freilich ohne die Konsequenzen zu ziehen und der Welt des Scheins den Kampf anzusagen. Seb. Franck, der in seiner Paradoxa sich ebenfalls dieses Bildes bedient, hat dagegen die Konsequenz gezogen, indem er die Preisgabe des äußeren Scheinlebens und die willige Übernahme all der schmerzlichen und qualvollen Folgen fordert, die diese Preisgabe mit sich bringt.

Der Beitrag von Erich Fascher: „Gottes schöpferische Lebensmacht, ein Beitrag zum biblischen Schöpfungsglauben", nimmt seinen Ausgangspunkt von I. Kor. 15, dem Auferstehungskapitel, zieht von dort rückwärts eine Linie zu dem Schöpfungsbericht in der Genesis und kommt zu dem Ergebnis, daß der Glaube an Gott als den Gott des Lebens das Alte und das Neue Testament miteinander verknüpft, und daß die Frage nach der Kontinuität des Lebens zu bejahen und die neue Welt nicht als eine absolute Neuschöpfung zu verstehen ist.

Der Herausgeber Frick erscheint mit einem Beitrag über das christliche Ja zur Natur. Er gibt Antworten auf die Fragen: Welches Licht fällt von dem christlichen Schöpferglauben her auf das Verständnis der Schöpfung, auf die erschaffene Welt, vom Kreatürlichen und von der Geschichte her auf den Schöpferglauben, von diesem auf die Natur und von der Natur auf das Bekenntnis zum Glauben?

Der letzte und längste Beitrag stammt von Th. Siegfried. In Anlehnung an Abhandlungen des Mediziners W. H. Veil behandelt er die christliche Wirklichkeitsschau in drei Kapiteln. Dem ersten Kapitel gibt er die Überschrift Begegnung (Mensch und Kosmos) und spricht hier von der Erdverwurzelung des Menschen, von der Subjektivität des Erkennens und von der metaphysisch-religiösen Grundhaltung, hier eine Lanze für den Pantheismus brechend, den er aber nicht im Sinne einer Identifizierung von Welt und Gott, sondern als Alldurchwaltetheit der Wirklichkeit durch Gott versteht. Das zweite Kapitel trägt die Überschrift Stellungnahme (Grenze des Menschen) und behandelt das Problem der Gottähnlichkeit, des Pathos (wird positiv bewertet) und der Erlösung. Das dritte Kapitel Durchdringung (christliche Humanität) wirft die Frage nach der Bedeutung des Heils, der Freiheit und des Kreuzes für die Humanität auf.

Überblickt man die verschiedenen Beiträge der Rudolf-Otto-Ehrung, so wird man doch wohl sagen dürfen, daß sie manches zum Nachdenken und zur Beachtung Wertvolles enthalten, und zwar nicht nur für den Theologen, sondern auch für die Religionsforschung im allgemeinen. Denn jeder, der sich mit der Welt der Religion beschäftigt, muß auch das Christentum in den Bereich seiner Bemühungen hineinziehen, wie von jedem christlichen Theologen verlangt werden muß, daß er es hinsichtlich der nichtchristlichen Religionen tut, und weiter darf er sich nicht mit allgemeinen, dem Christentum keineswegs gerecht werdenden Schlagwörtern begnügen, sondern muß in das innere Wesen desselben einzudringen versuchen, wie auch der christliche Theologe die nichtchristlichen Religionen ernst nehmen und ihr innerstes Wesen und tiefstes Wollen zu verstehen versuchen muß.

Brauw, Lucie de: **Europe en de Stier.** Academisch Proefschrift. 's-Gravenhage: N. V. Drukkerij Trio [1940]. (146 S., 1 Tab.) gr. 8°. Bespr. von Fr. W. Frh. von Bissing, Oberaudorf.

1886 hat Wolfgang Helbig in einem Artikel von Roschers Lexikon in für damals mustergültiger Weise unser Wissen über die verschiedenen Trägerinnen des Namens Europa, und die Denkmäler, die sich auf die bekannteste, die nach Kreta von Zeus als Stier Entführte, beziehen, zusammengestellt; in kurzen Andeutungen ist er bei Verwertung der Quellen auf deren literarische Abhängigkeit eingegangen. Ich kann nicht finden, daß die breit angelegte Arbeit der Verf. sehr viel weiter als Helbig gekommen ist, ja in der Quellenfrage finde ich eher einen Rückschritt. Wohl nach dem Vorbild von Eilmanns Hallenser Dissertation „Labyrinthos" sind die Zeugnisse hier in einem besonderen Kapitel zusammengestellt, 264 Num-

mern. Aber, abgesehen von einigen Bemerkungen zu den besonders vereinigten Scholien, ist die Quellenfrage nirgends erörtert. Sie hätte aber für die Geschichte der Überlieferung und der Sage selbst ihre Bedeutung; auch sähe ich gerne die Zeugnisse inhaltlich geordnet. Die Erläuterungen zu den Schriftstellern bringen wenig Neues; meiner Auffassung nach bestreitet die Verf. S. 47, Anm. 1 mit Unrecht, daß aus Martial XI, 1, 10 zu schließen ist, daß auf dem Bild in der Pompeiushalle Europa Begleiterinnen hatte. Sie werden ja gerade, nichts im Moment der Flucht ausrichtend, mit den müßigen Bummlern in der Halle verglichen.

Die Verf. hat ihrer holländisch geschriebenen Arbeit eine französische Zusammenfassung beigegeben, die, wie mir scheint, mehrfach bündiger ist als der Text. Danach soll der Mythos von Zeus und Europa griechisch sein. Vorhellenisch aber sei die Gestalt der Europa auf dem griechischen Festland. Die Elemente des Mythos hätten die Griechen auf Kreta und in Phoinikien gefunden. Dennoch sei es wenig wahrscheinlich, daß alte kretische Mythen einen Einfluß gehabt hätten, wohl aber die phoinikischen Legenden. Man habe die alte kretische Fruchtbarkeitsgöttin Hellotis mit Europe gleichgesetzt, und darum sei die Vereinigung des Zeus mit Europe unter die Platane von Gortyn verlegt worden, in deren Zweigen (oder vielmehr in denen einer Olive) Hellotis gewohnt habe. Das sollen die Münzen von Gortyn bezeugen, die eine Frau in der Haltung der „Penelope" im Baume sitzend zeigten. Bewiesen ist davon nichts, wohl aber kann man sagen, die Verf. habe sich versehen, wenn sie die Haltung der Baumnymphe auf den Münzen von Gortyn mit der der trauernden Penelope (z. B. Roschers Lex. III, B. Sp. 1912ff.) gleichsetzt. Die Nymphe legt die Hand lässig an die Brust. Wüßten wir nur von Hellotis, die auf Kreta Kult hatte, in Marathon und Korinth mit Athena gleichgesetzt wurde, etwas mehr! Gegen weitgehende Schlüsse aus dem noch recht unsicheren Material von Ras Schamra hat Friedrich, wie die Verf. mitteilt, schon Einspruch erhoben. Wenn Aleyn-Baal eine Verse oder Kuh zur Geliebten nahm, so ist nicht abzusehen, was das mit Zeus, der in Stiergestalt Europa raubt, zu tun haben soll, selbst wenn erwiesen wäre, daß die Kuh Anat wäre. Denn, zugegeben Anat wäre = Astarte und diese wieder Atargatis, es fehlt auch der Schatten eines Beweises, daß Europa mit einer dieser Gottheiten identisch wäre; ja, wie de Brauw mehrfach hervorhebt, es fehlt der Beweis, daß Europa Kult als Göttin empfangen hätte. Nach dem Mythos selbst scheidet sie, nachdem Zeus sie umfangen, aus der Gesellschaft der Götter aus. Völlig richtig sagt die Verf., die Erklärung der syrischen Siegelzylinder des II. Jahrt. mit einer auf dem Stier stehenden nackten Frau sei unsicher; sicher aber scheint mir, daß wir keine Situation im Europamythos kennen, die zu solcher, im übrigen gut kleinasiatisch-syrischen Darstellung paßte. Es erinnert an das Bäumchen wechseln, wenn man (S. 92) in der babylonischen Sage von der wunderschönen Kuh, die der Mondgott sich in Stiergestalt zu eigen machte, das Urbild von Zeus und Europe, oder selbst Zeus und Io, sieht: Europa hat nie Kuhgestalt angenommen, und Zeus hat sich mit ihr nur nach dem wohl ungenauen Ausdruck des Clemens von Alexandrien, dessen Zeugnis die Verf. selber verwirft, als Stier vereinigt. Es ist der Verf. offenbar selbst bei solchen Deutungen nicht wohl, sonst würde sie S. 135 nicht sagen, „le rapt se passe en Phénicie, et il est curieux que nous trouvions là aussi une certaine conformité avec la mythologie indigène". Wenn Frl. de Brauw weiterhin es für sehr zweifelhaft hält, ob die Griechen durch die Phoiniker irgend etwas von babylonischen Mythen erfahren konnten (ich bin in dieser Beziehung weniger skeptisch), dann fällt eigentlich jeder Anlaß zur Heranziehung dieser Mythen fort. Und wenn sie S. 127 meint, man täte gut daran, was uns und meistens auch schon den Griechen in ihren Überlieferungen unverständlich scheine, auf vorgriechische Vorstellungen zurückzuführen, dann würde für mich folgen, daß man versuchen müßte, dies älteste Gut zunächst zu umschreiben, und zu untersuchen, was die Griechen daraus gemacht haben. Dazu ist aber höchstens ein Ansatz getan, der soviel ich sehe, nirgends über das hinausgeht, was ältere Forschung festgestellt hatte. Ich stimme ihr bei, wenn sie die Erklärung des Namens Europa aus dem Semitischen ablehnt, nichts weist meiner Auffassung nach auf eine engere Verbindung der Europe mit Phoinikien hin; vielleicht ist diese nur aus dem Namen ihres Vaters Phoinix erschlossen. Die vielleicht noch heimatlose Sage wurde spätestens zu Anfang des 5. Jahrh. (Bakchylides, Batrachomyomachie) auf Kreta, der alten Kultstätte des Zeus, lokalisiert, wobei die Stierkulte der Insel mitgesprochen haben mögen. Um diese Zeit taucht Europa auf dem Stier auch auf den Münzen von Gortyn und Phaistos auf; älter sind die wohl unzweifelhaft richtig gedeuteten Metopenbilder vom Schatzhaus der Sikyonier und vom Tempel von Selinus, dann einige schwfg. Vasenbilder, von denen das einer Würzburger Amphora besonders wichtig ist, weil es den Namen Europa beischreibt. Gerade

dies hätte ich gern auf einer der schönen beigegebenen Tafeln gefunden, während das höchst zweifelhafte Bild nach Sir Arthur Evans, Palace of Minos IV, 2, Fig. 924 (das übrigens nicht, wie Verf. schreibt, dem berüchtigten Ring des Nestor, sondern seinem Bruder und Rivalen, dem „Ring des Minos", entnommen ist) besser weggeblieben wäre, zumal die Verf. selbst die Beziehung auf die Europasage bezweifelt. Ich hoffe, sie hält beide Ringe nicht für zuverlässige Zeugen.

Die Amsterdamer Dissertation der Frl. Lucie de Brauw, die wesentlich unter dem Einfluß Prof. Cohens zu stehen scheint, spricht gewiß für ihre Belesenheit, und läßt gar nicht so selten gutes Urteilsvermögen erkennen. Aber sie weiß durch den Wald von schriftlichen und bildlichen Denkmälern den sicheren Pfad nicht zu finden; immer wieder schränkt sie die ihren Quellen entnommenen „Ergebnisse" an sich verständiger Weise ein, die Fülle des in einer Ebene sozusagen Gebotenen, gar nicht so selten einander Widersprechenden macht es dem Leser schwer, sich durchzufinden und ob man nun den holländischen Text oder die französische Zusammenfassung vornimmt, man sucht vergebens nach einem wirklichen Fortschritt gegenüber ihren doch recht zahlreichen Vorgängern, unter denen ich, neben dem schon genannten Helbig auch Hild in Daremberg-Saglio vermisse (denn die Bibliographie S. 114ff. umfaßt so viel Namen, die mit dem Thema nur in sehr loser Verbindung stehen, daß man eine gewisse Vollständigkeit fordern darf). Die Schuld an all dem liegt vielleicht weniger an der Verf. als am Thema, das sich für eine Dissertation wenig eignet: ihr Lehrer hätte das übersehen und Frl. de Brauw warnen müssen.

Die einzelnen Kapitel lauten: Einleitung. Europe in der Literatur. Europe in der Kunst. Europebilder auf Münzen. Zusammenfassung der Ergebnisse aus allen Quellen. Europe und Phoinikien. Europe und Kreta. Europe und das griechische Festland. Der Name Europe. Datierung. Résumé. Ich hätte eine andere Folge, bei der der Name und die Datierung vorausgestellt, die Schriftquellen in den Anhang verwiesen wurden, für übersichtlicher gehalten.

Dibelius, M.: Wozu Theologie? Von Arbeit und Aufgabe theologischer Wissenschaft. Leipzig: L. Klotz / J. C. Hinrichs 1941. (79 S.) 8°. RM 2 —. Bespr. von H. H. Schaeder, Wannsee.

In einer privaten Denkschrift über die Hebung des Orientstudiums, von der ich vor acht Jahren Kenntnis zu nehmen hatte, wurde der Mißstand beklagt, daß die meisten Orientalisten Theologensöhne oder von der Theologie ausgegangen seien. Damit hänge die Überwertung philologisch-sprachwissenschaftlicher Arbeit in der Orientalistik und die Rückständigkeit der Erforschung der orientalischen Geschichte zusammen. Daraufhin wären allerlei Fragen aufzuwerfen: ob auf absehbare Zeit eine einigermaßen solide Bearbeitung orientalischer Geschichte vorstellbar ist, die nicht streng philologisch verfährt, oder ob etwa jemand schon dadurch zum Geschichtsschreiber der Araber oder Perser berufen ist, daß er nicht ordentlich Arabisch oder Persisch kann; ob die deutsche Geschichtswissenschaft wirklich mit Pfarrersöhnen wie etwa Johann Gustav Droysen, Theodor Mommsen und Jacob Burckhardt so schlecht gefahren ist; ob das schönste Buch in deutscher Sprache zur Geschichte der islamischen Völker, Julius Wellhausens ‘Arabisches Reich’ — ein Buch, das darum unvergleichlich ist, weil es ganz quellennah bleibt und sich zugleich zu einem ganz hohen geschichtlichen Standort erhebt — ob dies Buch ernstlich darunter gelitten hat, daß sein Verfasser sowohl Pfarrerssohn als auch von der Theologie ausgegangen war. Aber lassen wir diese Fragen auf sich beruhen — jedenfalls legt eine Ansicht wie die eingangs angeführte es nahe, auch in einer orientalistischen Zeitschrift auf eine Schrift hinzuweisen, in der die zeitgemäße Frage ‘wozu Theologie?’ beherzt gestellt und nach allen Seiten hin ebenso redlich wie klug und aufschlußreich besprochen wird.

Der Verfasser, der uns in den beiden letzten Jahren eine vortreffliche Einführung in den gegenwärtigen Stand der Jesus-Forschung (Jesus Slg. Göschen, 1939) und eine der gediegensten Aufklärungsschriften für den Kampf gegen England geschenkt hat (Britisches Christentum und britische Weltmacht, 1940), ist jemand, der sich und andern nichts vormacht. Er gibt sich darüber keinen Täuschungen hin, daß die evangelische wissenschaftliche Theologie, für die er spricht, heute in Deutschland, sofern sie überhaupt beachtet wird, einem Kreuzfeuer von Angriffen ausgesetzt ist. Weder die geradezu christentumsfeindlichen Strömungen noch die säkularisierte, dem Christentum entfremdete Wissenschaft noch auch die kirchlichen Kreise, die sich aus dem Saeculum ins Konventikel zurückziehen, wollen mit ihr zu schaffen haben. Das liegt an ihrem Doppelwesen, vermöge dessen sie sowohl objektiv forschende Wissenschaft als auch Glaubenszeugnis ist und sein will, also etwas peinlich Widerspruchsvolles — so widerspruchsvoll wie das Leben selber, das auch nicht nur Wissen, sondern zugleich Glauben und Bekennen ist. Aber der Verfasser ist sich zu gut

dafür, seine Sache durch Tarnung ihren Widersachern annehmbar zu machen: im Gegensatz zu einzelnen anderen, die sich bisher theologisch gebärdet haben und jetzt die Schutzfarbe der voraussetzungslosen Religions- oder Geschichtswissenschaft anlegen, entwickelt er freimütig Wesen und Sinn der wissenschaftlichen Theologie, wie es ihrer großen und ruhmvollen zweihundertjährigen Überlieferung würdig ist.

Er führt sofort in die Mitte der Sache, indem er seine Schrift mit einem Gespräch einleitet, das zwei Gegnern der Theologie, dem jungen Menschen, der das Christentum als 'fremd' abweist, und dem Positivisten, der die Theologie im Namen der Wissenschaft ablehnt, dazu einem dritten Nichttheologen, der sie zunächst einmal verstehen will, das Wort erteilt. Damit sind die Themen angeschlagen, die dann in drei Abschnitten über das Problem der Theologie als solcher, über ihre Arbeitsgebiete, über ihre Beziehungen und Spannungen mit Kirche, Wissenschaft und Volk ausgearbeitet werden. Vorbildlich ist die Vortragsweise: bündig und schlicht, oft in vortrefflichen und einprägsamen Formulierungen zusammengefaßt, ernst und eindringlich, ohne eine Spur von Sentimentalität oder geistlichem Pathos. Wer von der Arbeit und Arbeitsweise der wissenschaftlichen Theologie nichts oder fast nichts weiß und sie nicht von vornherein — sei es als Feind des Christentums, sei es als strenger Christ — abweist, sondern einmal erfahren will, wie es in ihr zugeht, der kann sich keine bessere Führung wünschen, als sie ihm hier geboten wird.

Den Gedankengang der Schrift einigermaßen vollständig wiederzugeben, ist an dieser Stelle nicht möglich. Nur ein Wort zu dem, was sie über die exegetisch-historischen Aufgaben der Theologie sagt. Unbedingt hat der Verfasser recht, wenn er die Tatsache feststellt, daß die sachgemäße Erforschung der alt- und neutestamentlichen Schriften, die nun einmal zu den wichtigsten Geschichtsurkunden der Weltliteratur gehören, keinesfalls von der Orientalistik und der griechisch-römischen Philologie nebenher mitbetrieben werden kann. Ebenso steht es fest, daß die Geschichte des Christentums in Europa und Deutschland zwar nur im steten Hinblick auf die Gesamtgeschichte der europäischen Nationen und des deutschen Volks bearbeitet werden kann, daß aber diese Arbeit eine Sonderaufgabe darstellt, für die der Erforscher der Staats-, Verwaltungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte in der Regel nicht geschult ist. Auch in der Beurteilung der religionsgeschichtlichen Forschung und ihrer Verbindung mit der Theologie (S. 46/9) stimme ich dem Verfasser voll zu. Die innere Schwierigkeit, die der 'allgemeinen Religionsgeschichte' als solcher anhaftet, ist bekannt genug. Als eigentliche Forschung kann Religionsgeschichte nur im Rahmen der einzelnen Philologien betrieben werden — was im Einzelfalle notwendig zum Hervortreten von angeblich religionsgeschichtlichen Arbeiten führen wird, die entweder jeden Hauch religiösen Verständnisses vermissen lassen oder deren — unausgesprochener oder ausgesprochener — Antrieb die Befehdung des Christentums überhaupt oder einer besonderen Form desselben ist. Anderseits muß es eine allgemeine Orientierung über die Welt der Religion und der Religionen geben, die den Mut hat, dort aus zweiter Hand zu schöpfen, wo ihr die Quellen nicht unmittelbar zugänglich sind, und die doch wissenschaftliche Haltung bewahrt. Das kann sie am ehesten im Zusammenhang mit der Theologie, die in ihren exegetischen und historischen Fächern seit Jahrhunderten allseitig erprobte Verfahren religionswissenschaftlicher Arbeit ausgebildet hat. Damit soll natürlich nicht bestritten werden, daß es von Fall zu Fall höchst bedeutende Leistungen einer Religionswissenschaft geben kann, die sich von der Theologie völlig losgesagt hat, oder daß auch aus entschieden christentumsfeindlichen Darstellungen indischer, griechischer, germanischer Religion — es gibt ihrer ja genug, und es wird ihrer noch mehr geben — eine Menge zu lernen ist. Aber das gilt ernstlich nur für einige wenige schöpferische Meister, die in der Religionswissenschaft so selten vorkommen wie anderswo und nach deren Maß man nicht messen kann. Die gewöhnliche religionsgeschichtliche Arbeit sichert ihr Niveau um so besser, je fester sie den Zusammenhang mit der Theologie wahrt.

Freilich bleibt zwischen dem Historiker und dem Theologen ein Unterschied der Haltung. Dieser kann nicht beim Forschen stehen bleiben, er muß von seiner Glaubensgewißheit Zeugnis geben — was jenem verwehrt ist. Das wird unmittelbar an Leopold Ranke deutlich: sein ganzes Lebenswerk ist darauf gerichtet, Gottes Handeln in der Geschichte sichtbar zu machen — aber er spricht nie davon, kaum daß er einmal darauf hindeutet. Es ist jedoch unfruchtbar, diese Unterschiedenheit von theologischer und historischer Haltung geflissentlich hervorzukehren und darüber alles das zu vergessen, was sie verbindet. Die Entfremdung von der Theologie ist noch keiner an sie angrenzenden Wissenschaft auf die Dauer gut bekommen; ihr Ausscheiden aus der Universitas literarum würde eine empfindliche innere Verarmung der historischen und philologischen Ar-

beit, nicht zuletzt in der Orientforschung, zur notwendigen Folge haben.

Ägyptologie.

Passarge, S.: Die Urlandschaft Ägyptens und die Lokalisierung der Wiege der altägyptischen Kultur. Halle a. S.: Deutsche Akademie der Naturforscher 1940. (78 S., 22 Abb.) gr. 8° = Nova Acta Leopoldina. Abhandl. der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinisch Deutschen Akademie der Naturforscher, hrsg. v. E. Abderhalden. N. F. Bd. 9, Nr. 58. RM 7.50. Bespr. von G. Roeder, Berlin.

Die Ägyptologie hat von naturwissenschaftlicher Seite schon manchmal grundsätzliche Förderungen erfahren, die uns neue Gesichtspunkte gebracht haben. Es ist mir eine Freude, auch heute wieder die ägyptologischen Fachgenossen auf eine Arbeit aufmerksam zu machen, die außerhalb der historischen Forschung auf naturwissenschaftlicher Seite entstanden ist und uns neue Gesichtspunkte an die Hand gibt. P. kennt Ägypten und ist mit der Eigenart seiner Landschaft und mit ihrer geologischen und klimatischen Entstehung vertraut. Er baut also seine Rekonstruktion der Urlandschaft auf einer Kennzeichnung der geographischen Eigenart der Wüsten, des Niltales und des Flußlaufes auf. Mit der sorgfältigen Berücksichtigung und Zitierung der Vorarbeiten, die auf naturwissenschaftlicher Seite selbstverständlich ist, in der Ägyptologie allerdings nicht immer durchgeführt wird, begründet er seine eigene Stellungnahme zu der Urlandschaft. Hier wird uns mit guten Gründen belegt, was von uns vor Jahrzehnten zögernd ausgesprochen, aber nicht in den Folgerungen gewürdigt worden ist: Der Unterschied der Urzeit gegenüber den historischen Epochen in bezug auf Klima, Pflanzenwuchs, Waldreichtum und die von den einzelnen Vegetationsformen abhängigen Tiere. Bemerkenswert (S. 117) ist die Aufstellung der Kulturbedingungen in der Urlandschaft für die Berufe der Fischer, Jäger, Bauern und Viehzüchter. P. kennzeichnet die Bedeutung der verschiedenartigen Kulturbedingungen für die Zucht von Schaf, Ziege, Schwein und Rind in einer Form, der wir unmittelbare Belehrung für das Verständnis des kulturgeschichtlichen Materials aus dem alten Ägypten entnehmen können.

Der zweite, kürzere Teil von P.s Untersuchung wendet sich der ägyptischen Vorgeschichte zu, befaßt sich stärker mit dem archäologischen Material und sucht den Ort zu ergründen, an dem die ägyptische Kultur entstanden ist. Für P. stehen als Triebkräfte der Kulturbildung im Vordergrunde: Zauberglaube, Not und Angst. Er sieht die günstigste Möglichkeit für die Entstehung einer höheren Kultur in den Rückzugsgebieten der Überschwemmung, weil dort bei dauerndem Aufenthalt die Mischung zwischen Hirten und Bauern sich bilden könnte. Solche Rückzugsgebiete erkennt er im Inneren des Deltas, und dort soll die Oasenkultur mit künstlicher Bewässerung sich gebildet haben. P. tritt damit in Gegensatz zu Schweinfurth und einigen Ägyptologen, die den Ursprung der ägyptischen Kultur in Oberägypten suchten. P. bezeichnet Damanhûr im Nordwesten des Deltas als den Ort, der am besten allen Forderungen für den Ursprungsort der ägyptischen Kultur und der politischen Einigung des Landes entspräche (S. 141). In einem Anhang (S. 148) betont er noch einmal die Bedeutung des Sexualkultes. Wenn mir auch die dabei an die Ägyptologen gerichteten vier Fragen etwas unglücklich und in ihren Voraussetzungen teilweise falsch scheinen, so dürfen wir doch den Wert der Tendenz zur Motiverklärung nicht übersehen. Es wird auch noch andere Punkte geben, in denen der Ägyptologe aus archäologischen oder philologischen Gründen P. nicht beipflichten kann. Er hat ferner in seinen Erwägungen ganz und gar die Sprache ausgeschaltet, in der eine ähnliche Mischung von afrikanischen und asiatischen Elementen vorliegt wie für die materielle Kultur der Ägypter (S. 78). Aber wir dürfen uns durch solche Beanstandungen nicht den Blick trüben lassen für die Förderung unseres Urteils über einige Grundfragen unserer Wissenschaft, die wir der Betrachtungsweise von P. zu verdanken haben. Hoffentlich wird die Stimme des Propheten in der Wüste nicht ungehört verhallen!

Junker, Hermann: Die Götterlehre von Memphis. (Schabaka-Inschrift.) Berlin: W. de Gruyter in Komm. 1940. (77 S.) 4°. = Aus den Abhandlgn. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1939. Phil.-hist. Klasse. Nr. 23. RM. 5 —. Bespr. von Joachim Spiegel, Berlin.

Die unter dem ihr von Adolf Erman gegebenen Namen „Ein Denkmal Memphitischer Theologie" berühmt gewordene Schabaka-Inschrift, deren erstes Verständnis uns J. H. Breasted vor fast 40 Jahren erschloß, hat schon eine ganze Anzahl gründlicher Bearbeitungen erfahren und nach der letzten durchdringenden Behandlung durch K. Sethe in den „Dramatischen Texten zu altägyptischen Mysterienspielen" mochte es wohl vielen scheinen, als sei jetzt alles zutage gebracht, was der leider nur so bruchstückhaft erhaltene Text an Aufschlüssen über die älteste ägyptische Religion zu geben vermochte. So beschränkte sich die Beschäf-

tigung mit der Inschrift während eines Jahrzehnts darauf, die von Sethe und seinen Vorgängern festgestellten Ergebnisse in den Zusammenhang der übrigen Denkmäler der altägyptischen Religion einzuordnen. Die vorliegende Arbeit von Junker aber zeigt uns, wie unendlich viel weiter man noch im Verständnis dieses bedeutendsten literarischen Denkmals der Religion des Alten Reiches vordringen kann.

Zunächst wird der Text von ihm in einen bestimmteren historischen Zusammenhang gestellt, dessen genaue Festlegung schon allein ein neues Licht auf seine Bedeutung wirft. Während Sethe die Abfassung der Lehre von Memphis in die Zeit des Menes setzen zu müssen glaubte, weist Junker sie auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung der historischen und religiösen Verhältnisse der Zeit der 3. Dyn. zu. Auch die in die Erzählung eingeschobenen Sprüche sind nach Junker nicht älter, wenn sie auch besonders altertümliche Redewendungen benutzen. Somit gehört der Text einer Zeit an, deren Ringen um allgemeingültige, bindende Formen, die die ganze Tiefe und Weite des Gehaltes des ägyptischen Wesens umspannen sollten, uns auch aus den Kunstdenkmälern bekannt ist. In diesen Kampf fügt sich die auf dem Schabakastein überlieferte Inschrift als der *erste nachgewiesene planmäßige Versuch in der ägyptischen Religion, die Vielheit der Hauptgötter in einer Einheit zu überwinden* (S. 20).

Dies soll durch eine höhere innere Einheit, nicht nur durch äußere Vereinigung geschehen. Dieser Gehalt der Lehre kommt gleich in der schärferen Fassung zum Ausdruck, die Junker der Überschrift des ersten Hauptstückes des von ihm bisher allein behandelten dogmatischen Teils der Schabaka-Inschrift (Z. 48ff.) gegeben hat: *Die Götter, die in Ptah Gestalt haben.* In diesem ersten Hauptstück werden die Götter der Schöpfungsgeschichte nicht nur mit Ptah gleichgesetzt, sondern als in Wahrheit seit jeher wesenseins mit ihm erklärt, indem ihre besondere Wesensart in der höheren Auffassung vom Wesen und Wirken des Ptah aufgeht.

Der wichtigste dieser Götter ist erst von Junker in dem bisher als belangloses Beiwort angesehenen Ausdruck *Wr* „Der Große" entdeckt worden. Wie Junkers Darlegungen (S. 25ff.) erweisen, ist *Wr* die ältere Bezeichnung des Weltgottes, der später in Heliopolis den Namen Atum = „Allgott" erhält. Mehrere bisher anders gedeutete Götternamen wie Haroeris, Amonoeris sind in Wahrheit Gleichsetzungen dieser Götter mit dem urzeitlichen Weltgott. Für diesen ergeben sich nunmehr die drei Bezeichnungen *ntr-ʿ3* „Großer Gott", *ʾItmw* „Allgott" und *Wr* „Der Große". *Ntr-ʿ3* bezeichnet ihn besonders als Himmelsgott in Verbindung mit dem Himmelsfalken Horus, dessen Augen Sonne und Mond sind. *ʾItmw* tritt als spezifisch heliopolitanische Bezeichnung alsbald in enge Beziehung zum Sonnenkult, die durch die später ständige Gleichsetzung mit Re ausgedrückt wird, von dessen besonderer Wesensart auch Züge in das Bild des Atum übergehen. *Wr kann damit als der älteste uns überlieferte Name des Allgottes gelten* (S. 35). Dieser Weltgott *Wr* wird „Herz und Zunge der Neunheit" genannt. Dies besagt *daß er in dieser Körperschaft das denkende und leitende Prinzip ist; daß die andern Götter wie die Glieder auf seinen Antrieb und nach seinem Wunsch handeln.* So *ergibt sich eine überraschend hohe Auffassung dieses Allgottes, demgegenüber die Neunheit und erst recht andere Götter den Namen Gott kaum führen dürften* (S. 36). Diese Auffassung vom Wesen des *Wr* und insbesondere ihre Gestaltung in dem Sinnbild von Herz und Zunge ist nach Junker keine Schöpfung der vorliegenden Lehre von Memphis, sondern gehört der älteren Lehre von Heliopolis an. Mit Recht unterstreicht Junker die große Bedeutung, die die aus seiner Untersuchung des ersten Hauptstückes gewonnene Auffassung der Schöpfungsgeschichte als eines *mehr oder weniger sinnbildlichen Vorganges* für die Einstellung der Ägypter zu ihren Mythen hat (S. 39).

Auf Grund des von Junker hergestellten klareren Verständnisses des ersten Hauptstückes ist nun auch eine bessere Erfassung der Bedeutung des zweiten Hauptstückes möglich. Als sein Gehalt ergibt sich: *Herz und Zunge sind Sinnbild des Atum, das ist „Der Große". Dann aber ist Ptah der „Sehr Große", weil Herz und Zunge (=Atum) ihm gehören, weil sie für ihn das Mittel sind, durch das er seine Schöpfertätigkeit ausübt, durch das er den Göttern Leben überwies. In diesem Satz gipfelt die ganze Lehre, durch ihn wird Ptah über den Gott erhoben, der bisher als der höchste galt, über den Wr, der in Heliopolis den besonderen Namen Atum führte* (S. 41). Durch diese Ausführungen Junkers ist der Kerngedanke der ganzen Lehre von Memphis erstmalig vollkommen klar herausgearbeitet und die Methodik ihres Denkens, das einer uns zwar fremden aber in sich folgerichtigen und gesetzmäßigen Logik folgt, dargelegt. Wir erhalten damit als Grundgedanken der Lehre von Memphis den ganz klaren Aufbau einer neuen Schöpfungsordnung. Ptah als Urgott wirkt durch seine Organe Herz und Zunge (= Denken und Wollen). Dieses Wirken ist in Atum verkörpert. Es bringt Horus und

Thoth hervor, die, wie Junker im einzelnen darlegt, *Śj3* und *Ḥw* die Personifikationen der Erkenntnis und des Befehls (als Ergebnisse des Denkens und Wollens) vertreten.

Am Schluß des zweiten Hauptstückes wird der klare Gedankengang des Textes der Schabaka-Inschrift scheinbar unterbrochen, und es ist eins der größten Verdienste der Arbeit Junkers, durch eine philologische Entdeckung von höchster Tragweite, diese Schwierigkeit behoben und damit das Verständnis des ganzen folgenden Teiles der Inschrift auf eine neue Grundlage gestellt zu haben. Junker hat nämlich erkannt, daß im folgenden durch ein Versehen der Gelehrten der Schabakazeit, die den stark zerstörten alten Papyrus auf den Denkstein übertrugen die Zeilenfolge der ursprünglichen Vorlage verwirrt worden ist. Und zwar wurde zwischen je zwei der ursprünglichen Zeilen des weiteren Textes der Schöpferdogmatik jeweils eine Zeile aus einem anderen Teil des alten Papyrus eingeschoben, der sich mit der Rolle von Herz und Zunge bei den Lebewesen beschäftigt. Infolge dieses Irrtums der Schabaka-Redaktion wechseln in der auf dem Denkstein vorliegenden Wiedergabe des Textes nunmehr ständig Sätze der Dogmatik über das Wesen des Schöpfergottes mit solchen der Lehre der Bedeutung von Herz und Zunge bei den Lebewesen, und dieser Wirrwarr hat bisher jede klare Deutung der letzten Abschnitte der Lehre von Memphis verhindert. Nach der Herauslösung und Umordnung der vermischten Bestandteile beider Texte ergibt sich sowohl für den Schluß der Schöpferdogmatik, wie auch für die andere Abhandlung ein so klarer Gedankengang und eine so einheitliche sprachliche und stilistische Gestaltung, daß allein aus innerer Strukturnotwendigkeit die getroffene Emendation des Textes, nachdem sie einmal durchgeführt worden ist, sich als über jeden Zweifel erhaben erweist. Es bedarf kaum der eingehenden Begründung, die Junker unter Heranziehung von Erfahrungen der modernen Papyruskonservation und philologischer Kriterien auf Grund einer Analyse der Einleitung des Textes aus der Schabakazeit für seine These aufstellt. Immerhin zeigen seine Ausführungen, daß die aus innerer Notwendigkeit vollzogene Textänderung auch aufs beste mit allen gegebenen textkritischen Anhaltspunkten zusammenpaßt und von diesen gleichfalls gefordert wird.

Der dogmatische Teil des Textes, wie er von Junker hergestellt ist, schreitet auf den in den ersten Hauptstücken aufgestellten Grundlagen mit sicherer Konsequenz fort und schildert nunmehr die übrige Schöpfung. Diese vollzieht sich durch das Wort, das mit dem Bilde der Zähne und Lippen als Sprechorganen verglichen wird. Hierdurch soll eine Differenzierung von den Urorganen der Schöpfung, Herz und Zunge, erreicht werden, die vorher als Sinnbild des Atum bezeichnet wurden. Im Gegensatz zu Junker, der diese Unterscheidung für mehr formal hält (S. 57 u. 60), möchte ich glauben, daß diese sinnreiche Abstufung des organischen Bildes andeuten soll, daß die Schöpferkraft des Wortes erst eine sekundäre ist, die auf den Urkräften des Denkens und Wollens beruht und die Form ihres Wirkens bildet. Es wird hier offenbar noch einmal eine ähnliche Unterscheidung getroffen wie vorher zwischen diesen Urkräften und dem Schöpfergott selbst. In diesem Sinne dürfte auch der Satz zu fassen sein: „Es entstand ja jedes Gotteswort durch (oder als) das, was von dem Herzen erdacht und von der Zunge befohlen wurde". Hier ist das Wort deutlich von Herz und Zunge selbst unterschieden und als die Form bezeichnet, in der sich ihr Wirken kundtut. Dieses Gotteswort erschafft nun die Neunheit und die übrigen Götter sowie die lebenspendenden Kräfte der Natur und die sittliche Rechtsordnung. Der von Junker hergestellte Text liefert uns somit in wenigen prägnanten Sätzen eine Philosophie der Weltschöpfung durch den Geist, wie sie klarer und großartiger nicht gedacht und ausgedrückt werden kann.

Nicht minder klar in Aufbau und Inhalt ist der zweite Text, der durch Junkers geniale Emendation gewonnen wird und sich durch Aneinanderreihung der aus der Schöpferdogmatik herausgelösten Textstücke ohne jede Umstellung ergibt. Junker gibt ihm nur die bescheidene Bezeichnung einer *naturwissenschaftlichen Studie über die Bedeutung von Herz und Zunge bei den Lebewesen* (S. 73). Er stellt jedoch eine ganze Philosophie des Wesens der Persönlichkeit dar, die der großartigen Auffassung vom Wesen der göttlichen Schöpferkraft würdig an die Seite tritt. Die Spontanëität des Denkens und Wollens, in Herz und Zunge auch hier ähnlich wie in der Dogmatik nur sinnbildlich verkörpert, wird der Rezeptivität der Sinnesorgane gegenübergestellt. Auf Grund der „Meldungen" der Sinneseindrücke fällt das Denken eine freie Entscheidung, die, vom Willen als Entschluß formuliert, das Handeln bestimmt. Diese freie persönliche Willensentscheidung nennt der Text „Mark aller Dinge" und bezeichnet sie als das Wesen alles lebendigen Seins. Auch hier ist erst durch Junkers Textherstellung die richtige Erfassung dieses in die Tiefe der Lebensstruktur eindringenden Gedankenganges möglich geworden, dessen einzelne Glieder durch ihre frühere Ein-

schachtelung zwischen die Sätze der Schöpferdogmatik in ganz irreführende Zusammenhänge geraten waren.

Zum Schluß hat Junker noch durch eine weitere einfache Zeilenumstellung von der gleichen Art wie die besprochene Emendation einen weiteren in sich geschlossenen Text hergestellt, der in mehr volkstümlicher Weise das Werk des Schöpfers schildert, der Gaue und Städte gründete und die dazugehörigen Götter schuf, ihre Erscheinungsformen festsetzte und ihren Kult ordnete. Auf die Spekulationen über das Wesen der Schöpferkraft und des lebendigen Seins folgt also ein kurzer Abriß der Schöpfungsgeschichte selbst, die Entstehung der Welt, wie sie sich von diesem Standpunkt aus darstellte.

So ist durch die feinsinnige und tiefgreifende Interpretationsarbeit Junkers aus dem scheinbar so verworrenen, halb mythologischen halb spekulativen Text das älteste Denkmal ägyptischer Philosophie geworden, das in jetzt ganz klar erfaßbaren Gedankengängen eine Größe und Tiefe des Denkens offenbart, die sich als geistige Leistung der Kunst des Alten Reiches gleichwertig an die Seite zu stellen vermag. Damit ist die berechtigte Forderung Worringers erfüllt, daß Religion und Denken der alten Ägypter der Höhe ihrer Kunstleistungen entsprochen haben müssen, wenn deren Größe echt sein soll, und der endgültige Beweis erbracht, daß auch die spekulative Philosophie in ihrer höchsten Ausprägung nicht erst von den Griechen geschaffen wurde.

Es ist bedauerlich, daß Junker, aus Rücksicht auf die Methodik seiner philologischen Darlegung, seiner Interpretation die bisherige Textfolge zugrundegelegt hat und die erlösende Emendation und Textherstellung erst im Schlußteil seines Werkes durchführt. Hierdurch wird zwar die vorurteilslose Objektivität seiner Textbehandlung verdeutlicht, aber die Auswertung des Textes auf Grund der neuen Ergebnisse für eine weitergehende Verarbeitung erschwert. Man wünscht sich eine zusammenhängende Wiedergabe der Texte in ihrer neuhergestellten Form und eine Zusammenfassung der sprachlichen und sachlichen Interpretation jedes einzelnen der drei von Junker abgesonderten Lehrstücke, die man sich bei dem vorliegenden Aufbau des Buches mühsam aus ihrer Verflechtung heraussuchen muß. Die im Schlußteil der Abhandlung Junkers (S. 68ff.) von ihm gegebenen zusammenhängenden Übersetzungen und kurzen Würdigungen verschaffen keinen ausreichenden Überblick über die Fülle der neuen Erkenntnisse, die Junker für das Verständnis jedes einzelnen Satzes der drei Texte erarbeitet hat. Und doch gewinnen diese Einzelergebnisse erst durch die neue Gesamtgestaltung des Textes ihre volle Bedeutungsschwere. Nur durch wiederholtes eingehendstes Durcharbeiten ist daher die volle Bedeutung und der Reichtum dieses Werkes auszuschöpfen, das wohl einen der größten und bahnbrechendsten Fortschritte darstellt, den die Erforschung der altägyptischen Kultur in den letzten Jahren zu verzeichnen gehabt hat. Man kann auf Grund dieser ersten Abhandlung nur mit der größten Spannung und Erwartung der Untersuchung des historischen Teils der Schabaka-Inschrift durch Junker entgegensehen, die im Erscheinen begriffen ist.

[Anm. Die Behandlung dieses Teils der Lehre durch Junker ist unter dem Titel „Die politische Lehre von Memphis" während der Drucklegung dieser Besprechung erschienen. Der Verf.]

Es war unmöglich, im Rahmen dieser allgemeinen Übersicht die unzähligen wertvollen Einzelerkenntnisse über die verschiedensten sprachlichen und sachlichen Fragen zu würdigen, die Junker in seine Abhandlung eingestreut hat. Sie sind meist in den Dienst einer bestimmten Beweisführung des Hauptgedankenganges gestellt. Hier seien nur einige der wichtigsten aufgezählt als Hinweis für diejenigen, die vielleicht im Zusammenhang ganz anderer Fragen an dem einen oder anderen Einzelproblem interessiert sind.

So bieten S. 11—16 wertvolle Einzelheiten über Sprache und Schriftweise der ältesten Texte. — S. 21—25 wird die Bedeutung des Gottesnamens *t3-ṯnn* als spezifische Bezeichnung des memphitischen Landstrichs klargestellt. — S. 26 werden einer Reihe bekannter ägyptischer Personennamen neue Deutungen verliehen. — Von besonderer Bedeutung ist die neue Erklärung der wichtigen Priestertitel *wr-m33·w* und *wr-ḫrp·w-ḥmw·t* (S. 27—29), die nach Junker in Wahrheit *m33·w-Wr* und *ḫrp-ḥmw·t-Wr* zu lesen und als „Der den Großen schaut" und „Leiter der Handwerker des Großen" zu übersetzen sind. Hieran schließt sich (S. 29—30) die Deutung des Beinamens der Nut *ḫnm·t-wr·t* als „Gefährtin des Großen" (in der richtigen alten Fassung *ḫnm·t-Wr* zu lesen). — S. 34—35 erhalten mehrere Stellen der Pyramidentexte durch die neu gewonnene Erkenntnis über *Wr* als Bezeichnung des Weltgottes einen präziseren Sinn. —

S. 38 möchte ich für den mit Ptah wesensgleich erklärten Gott der Zeile 51b an Stelle der von Junker nur „mit allem Vorbehalt" vorgeschlagenen „Urschlange" lieber den Lichtgott Schu bzw. Re ergänzen, den Junker S. 20—21 als den „aus dem Lotos hervorgehenden Gott" erwähnt. Man würde sonst in der Schöpfungsgeschichte die spezifische Bezeichnung des Lichtgottes vermissen. Denn *Wr* hat ja als „Weltgott" eine viel umfassendere Bedeutung. Die anschließende Aufzählung der Lotosblume Nefertem in Zeile 52b würde hierzu vortrefflich passen. —

Über Horus den Himmelsgott, der alles sieht, und Thoth, den „Herrn der Gottesworte" werden S. 43—47 im Zusammenhang mit ihrer Gleichsetzung mit *Śj3* und *Ḥw* aufschlußreiche Einzelbeobachtungen mitgeteilt. Dabei ergibt sich eine äußerst wichtige Verbesserung der Übersetzung einer Stelle des großen Leidener Amonshymnus (S. 44). —

Die bisher herrschende Auffassung, in Zeile 54 des Textes sei ausgesprochen, daß Ptah in pantheistischem Sinne als Herz und Zunge in allen Lebewesen wirke, wird von Junker als irrig erwiesen (S. 48). — Die in der Inschrift öfters vorkommende Einleitungsformel *ḫpr n* wird im Gegensatz zu der bisherigen Übersetzung „es geschah, daß ..." von Junker als altes Hilfszeitwort mit der Bedeutung „es ist" erklärt, dessen Gebrauch dem des unpersönlichen *iw* vor dem Tempus *śḏm-f* entspricht und welches als Vorgänger von *iw* in der alten Sprache anzusehen ist. Bei der ausführlichen Begründung dieser These (S. 50—54) ergeben sich wertvolle neue Aufschlüsse zur Grammatik des Ramesseumpapyrus. — Am Schluß verbessert Junker noch die bisherige Interpretation der bekannten Horapollo-Stelle, in der auf die Bedeutung von Herz und Zunge angespielt wird, und weist das direkte Fortleben des alten Gedankens vom Schöpfer in diesem späten Werke nach (S. 74).

Keilschriftforschung.

Labat, René: Le poème babylonien de la Création. Paris: Adrien-Maisonneuve 1935. (177 S.) 8°. 45 frs. Bespr. v. Alb. Schott, Bonn.

Dieser Neubearbeitung liegen Aufzeichnungen zugrunde, die L. benutzte, um seine Hörer ins babylonische Weltschöpfungslied (Ēnuma êliš, im folgenden: Ee) einzuführen. Daß eine neue Ausgabe dieses einzigartigen Textes höchst erwünscht ist, weil die bisher vorliegenden bereits veraltet sind, darin stimme ich mit Labat überein. Ich kann es aber nur lebhaft bedauern, daß der Verf., an dessen wissenschaftlichen Fähigkeiten ja nicht zu zweifeln ist, ein Werk herausgebracht hat, mit dem auch der wohlwollendste Beurteiler nicht zufrieden sein kann.

Ein solches Urteil fällt mir nicht leicht. Teils um es zu begründen, teils um dem Benutzer Irrwege zu ersparen, erlaube ich mir folgendes darzulegen:

1. Einleitung: S. 19 Abs. 3 ersetze das ungerechte *devait* durch *pouvait*. — S. 20. Hier wäre vor Langdon zu nennen gewesen Luckenbill, The Ashur Version of the Seven Tablets of Creation AJSL 38 (1921—22) S. 23. — S. 21. Ebelings Annahme (AOTB² 108; nicht AOTU II 4 S. 2, wie L. S. 17 angibt), die Assurtafeln des Ee seien im 9. Jahrh. v. Chr. niedergeschrieben, wird von L. benutzt, als wäre sie bewiesen. Das ist sie aber nicht. Jene Tafeln können auch dem 8. vorchr. Jahrh. angehören. — S. 23. Die Behauptung, das (altbab.) Gilgamesch-Epos sei im hymnisch-epischen Dialekt abgefaßt, ist unrichtig. Auch v. Soden rechnet es nicht dazu, trotzdem es in manchen Einzelheiten mit diesem Dialekt zusammenstimmt (vgl. ZA 40 S. 165 Z. 5; 227 Z. 6f.). —

S. 25 unten: Labat zählt die Schauergestalten auf, die Agumkakrime (16. Jahrh. v. Chr.) auf den Torflügeln des Marduktempels zu Babylon abbilden ließ: *bašmu*, *laḫmu*, *kusariqqu*, *ugallu*, uridim, [gír-]tab!-lú-ulùlu[1], suḫur-maš. Die anschließende Bemerkung „Cette inscription ne prouve pas formellement l'existence du poème à cette date" bejahe ich; leugnen aber muß ich, daß die Liste der Ungeheuer die (sei es wirklichen, sei es vermeintlichen) Beweise für die Entstehung des Ee in altbabylonischer Zeit auch nur begünstige, wie L. will. Zu den Aufzählungen dieser Art vgl. besonders Zimmern BBR 136[b]; ZA 30, 202[3]; Landsberger, Fauna S. 55f.; Gurney AAA (Liverp. 1935) S. 52. Wie Gurney gesehen hat, gehören unter den Ungeheuer-Listen KAR Nr. 298 Rs. Anfang und Zimmern Rit. Nr. 50 näher zusammen: in der Tat sind ihnen 4 Gestalten-Paare gemein. Wiewohl sich nun fünf der durch diese Listen belegten Ungeheuer in der Aufzählung des Agumkakrime wiederfinden, so vermissen wir hier gleichartige Paare. KAR Nr. 30 ←→ ZA 30, 201 (Rm 2, 166) = Šurpu VIII ist wenigstens durch ein Paar (ku$_6$-lili suḫur[-más-ku$_6$]) mit KAR Nr. 298 usw. verbunden; das gleiche Paar kehrt in Craig ABRT 1, 56, 6 wieder. Andererseits lesen wir in Craig ABRT 1, 56, 5 ebenso wie bei Agumkakrime nacheinander *ugallu*, uridim, gír-tab-[lili]. Mithin steht Craig ABRT 1, 56, 5f. zwischen dem Ungeheuerlisten-Typus des Agumkakrime und dem von KAR Nr. 298 usw. Das gleiche gilt vielleicht von der in Ee überlieferten Aufzählung[1]. Einerseits nämlich verzeichnet sie wie KAR Nr. 298 das schon bei Gudea bezeugte (Landsberger a. a. O.) Paar *bašmu mušḫuššu*, andererseits hat sie wie Agumkakrime die Dreiheit *ugallu* uridim gir-tab-lili. Im übrigen fehlen von den 11 Ungeheuern des Ee bei Agumkakrime *mušmaḫḫu*, *ušumgallu* (zu diesen beiden vgl. ḪAR-RA — *ḫubullu* 14, 3. 5. 7), *mušḫuššu*, *ûmē daprūti*, kulili, während von den Agumkakrime-Wundertieren suḫur-más-ku$_6$ im Ee nicht vorkommt. M. E. wiegen diese Verschiedenheiten sehr schwer. Man bedenke: ein babylonischer Künstler sollte nach der Agumkakrime-Inschrift zwar die Ungeheuer-Liste des Ee gekannt und im Sinne gehabt, sich aber bei der Anfertigung der Türen des Marduktempels zu Babel kaum um sie gekümmert haben?! Das glaube, wer es kann und will. Mir scheint eine genaue Betrachtung aller vorliegenden Listen zu ergeben, daß in den Vorstellungen der Babylonier die Zahl der mythischen Ungetüm-Klassen ziemlich klein war, also jede nicht zu kurze Aufzählung solcher Wesen sich wenigstens hier und da mit anderen derartigen Aufzählungen berühren mußte, ohne daß ein Entlehnungsverhältnis vorzuliegen brauchte; daß folglich eine Entlehnung oder die Abkunft von einer gemeinsamen Urliste nur dann wahrscheinlich ist, wenn Paare oder Triaden von Ungeheuern zweien Listen gemein sind; daß demgemäß das Ungetüm-Verzeichnis des Agumkakrime eher gegen als für das Vorliegen des Ee zur Zeit dieses Königs zeugt. —

S. 25, 22. Labat versäumt darauf hinzuweisen, daß Sievers (ZA NF IV 18) eine tiefgehende Verschiedenheit zwischen der Metrik des Ee (Sprechton!) und altbabylonischer hymnisch-epischer Dichtungen (Sington!) glaubte feststellen zu können. — S. 26, 28. Das Zitat aus dem Gilgamesch-Epos folgt der Zählung von KB 6 I; man sollte jetzt doch nach Thompsons Ausgabe zitieren (in diesem Falle XI 273—276). — S. 48 Z. 6 v. u. füge vor *notre poème* ein: *le commencement de*, und vgl. Tf. IV 146. — S. 29 Z. 3ff.: daß die Anunnaki gegen Marduk ge-

1) So wohl besser statt kulili; vergleiche, daß auch in der Ee-Reihe den *ugallu*'s und *uridimmu*'s die *gír-tab-lú-ulúlu*'s folgen.

1) Aššurbânapli's Akrostich ABRT 29 = KB 6 II 109, 16 bietet ebenso wie Zimmerns Rit. Nr. 50 das Paar uridim *kusariqqu*; doch ist der Hymnus an dieser Stelle so verstümmelt, daß von jeglichen Folgerungen abzuraten ist.

kämpft hätten, die Igigi aber auf seiner Seite, steht nirgends im Ee. — S. 29 Mitte: mir erscheinen die Gründe, die Absũ gegen die jungen Götter aufbringen, nicht albern (*futiles, superficiels, romanesques*), sondern vom Dichter tief gefaßt. Ihm schwebte vor, was wir heute wissen, daß Licht und Lärm Bewegung und Aufruhr sind, Dunkel und Stille aber, im Menschlich-Göttlichen als Schlaf erscheinend, das Gegenteil darstellen. — S. 29, 39 lies *Ilabrat* statt *Habrat*. — S. 34 Fig. 1: eine rohe Skizze nach Ward, Cylinders and other Ancient Oriental Seals Nr. 127 = Jastrow, Bildermappe (1912) Nr. 143 = Weber, AO 17/18 Nr. 296. Ebenso wie Weber hat Labat die Peitsche abgeschnitten, welche den Gott, der sie in der Hand hält, als Wettergott kennzeichnet (vgl. Furlani, Reale Acc. Naz. dei Lincei, RCSMHF VI Bd. VIII 20ff.), während L. das Bild unterschreibt als „*Marduk sur son char*" (vgl. auch S. 126 zu Z. 50). Schlimmer ist, daß L. die nackte Göttin, die mit je einem dreifachen Blitzbündel in beiden Händen auf den Schultern des Greifen steht, stillschweigend wegläßt, weil sie natürlich beweist, daß der betr. Gott nicht Marduk sein kann. Daß das Siegel der Akkad-Zeit angehört (Frankfort, Cyl. Seals S. 127), also mindestens 500, oder wie ich denke, 1500 Jahre älter ist als das Ee, daß ferner das Gefährt des Gottes wohl kein Streitsondern ein Kultwagen ist, und dabei mit einem Wundertier bespannt, statt mit vieren, sei nebenbei bemerkt. Daß Fig. 2 (S. 36, = Ward Nr. 565), Fig. 3 (S. 44, = Delaporte, Cat. du Musée Guimet, Annales du Mus. Guim. 33, 1909, Nr. 100) und Fig. 7 (S. 55, = Jeremias HAOG[1] Abb. 127 = Jastrow, Bildermappe Nr. 198 = Weber AO 17/18 Nr. 347) den Kampf des Marduk bzw. Assur gegen Tiamat darstellen, ist eine unbewiesene Vermutung, obwohl L. darin eine Tatsache zu sehen scheint. — Die meisten Abbildungen sind ohne klare Quellenangabe. Fig. 4 (S. 52) ist eine schlechte Wiedergabe (der Bart fehlt) von Toscannes Umzeichnung (RA 14 S. 199 Fig. 94. 96) aus G. Smith-Friedr. Delitzsch, Chald. Gen. S. 211 = Jeremias HAOG[2] Abb. 138; Fig. 5 (S. 52) stammt vom Kudurru Susa XIV = Jastrow, Bildermappe Nr. 37 (vgl. Steinmetzer, Kudurrus, S. 64, Nr. 51 A); Fig. 6 (S. 53) vom Siegel Ward Nr. 133, wobei wieder die blitzehaltende nackte Göttin, die auf dem Untier steht, von L. unterschlagen ist!! —

Das zweite Kapitel der Einleitung (S. 37—57) sucht die sumerischen und semitischen Quellen des Ee zu ergründen. Labat vertritt dabei die im ganzen ja nicht neue Ansicht, daß das uns vorliegende Epos als Kunstwerk eine Einheit, seinem Stoffe nach jedoch aus mehreren ursprünglich nicht miteinander verbundenen Sagen zusammengesetzt sei. Das mag im allgemeinen zutreffen — im einzelnen lassen sich schwerste Bedenken gegen Labats Annahmen nicht unterdrücken, und besonders auch gegen die Methoden, durch die er diese Annahmen erzielt. Freilich sind die meisten alten (ursprünglich sumerischen oder akkadischen?) Mythen insofern untereinander verwandt, als sie „Störenfried-Geschichten" sind (vgl. „Die Welt als Geschichte", 1935, S. 58) — daher gleichen solche Mythen einander zumeist auch dann in ihren Grundzügen, wenn die Gestalt, in der sie uns vorliegen, sich sehr viel später herausgebildet hat, als der Typus, dem sie angehören. Gerade deshalb aber darf ein Störenfried-Mythus von einem anderen nur dann abgeleitet werden, wenn die typischen Übereinstimmungen beider nicht genügen, um ihre Ähnlichkeit im einzelnen zu erklären. Am allerwenigsten darf man, wie L. das tut, die spekulativen Gleichsetzungen einer Gottheit mit einer anderen in späten „gnostischen" Keilschrifttexten als Beweismittel für vermutete sagen- oder mythenkundliche Zusammenhänge geschichtlicher Art in Anspruch nehmen. Diese Spekulationen lehren ja nicht mehr, als daß erstens späte Grübler die typische Gleichheit der alten Sagen empfunden, und daß sie zweitens dieser Gleichheit ihre Idee unterlegt haben, es seien alle höheren männlichen Götter nur Erscheinungen des einen Marduk, und dementsprechend ihre mythischen Gegner nur Abbilder (oder vielleicht Verkörperungen) seiner ungeheuren Gegnerin. Kurz, ich sehe keinerlei Grund für Labats Satz (S. 40): „*La lutte de celui-ci* (Ninurta) *contre l'oiseau des tempêtes* (vielmehr: „Nebelvogel"! ZA NF X 170ff.) *est le prototype de la lutte de Marduk contre Tiamat et Kingu*". Unbezeugt ist Enlil als Auferstehungsgott (gegen S. 39), Enmešarra als Totengott (desgl.), Marduk als Ersatz für Enlil (gegen S. 41 unten): tatsächlich steht Marduk für Anu, vgl. Ee IV 146 mit Ee V 6—8 (auch IV 4. 6!, wozu Labat S. 74 Anm. 164). Nebenbei gesagt, ist bei Ebeling, TuL S. 39 Marduk, nicht Enlil der „Herr", der den Anu enthauptet (gegen L. S. 39). Die 50 Namen des Marduk, die Ee bietet, sind auch in der Liste An-Anum auf Marduk bezogen, nicht auf Enlil (gegen L. S. 42) und lassen sich bisher nicht als *anciennes epithètes sumériennes* erweisen. Gut ist der Hinweis darauf, daß im Ee die Schöpfung der Menschheit aus Kingu's Blut nach dem Vorbild der Menschenschöpfung aus Lamga's Blut erzählt ist (S. 50) — ich weiß nicht, ob diese wohl unabweisliche Beziehung schon früher ausdrücklich angemerkt worden ist.

Die Entstehung des Ee ist (wie die einer jeden Dichtung) zunächst mit textkritischen, dann mit literarkritischen und dann erst mit sagen- und mythengeschichtlichen Methoden zu untersuchen. Weil Labat sich nicht an diese notwendige Ordnung der Forschungstechnik hält, kommt er auch nicht zu zwingenden Ergebnissen.

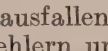
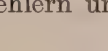
Im dritten Kapitel seiner Einleitung (S. 59—74) befaßt Labat sich mit der Rolle, die das Ee im Kultus und Ritus spielte; dann versucht er den ursprünglichen Sinn der Dichtung zu deuten. Hiebei meint er, für mein Empfinden allzu bequem, sie könne nicht nur auf eine Weise erklärt werden (S. 64). M. E. sollte man aber nur dann mehrere Deutungen eines Mythus zulassen, wenn eine Erklärung nachweislich nicht genügt. Gegen Labat S. 64 und 70 fehlt dem Ee jegliche „gnostisch"-spekulative Note, obschon ihm die späteren Kommentare und Rituale dergleichen unterschoben haben. Auch mit einer astronomischen Deutung des Ee sollte man nicht allzu behende sein. L. behauptet zwar (S. 70), daß alle die 11 Ungeheuer der Tiamat „*devaient avoir leur place dans le ciel*"; mit Kingu zusammen *ils „représentent sans doute les signes du zodiaque*". Diese ebenso willkürliche wie falsche Ansicht wandert von Handbuch zu Handbuch — quousque tandem? Ich stelle fest, daß nur ein Tiamat-Ungeheuer im Tierkreis vertreten sein könnte, nämlich der Skorpionmann — doch wird weder Scorpius noch Sagittarius je als „mul-gír-tab-lili o. ä. bezeichnet!! Ferner sind drei Tiamat-Ungeheuer als Sternbilder bezeugt (*bašmu, mušhuššu, uridimmu*), die übrigen 7 nicht. Andererseits findet sich von den Sternbildern, die Labat S. 70 Z. 12f. v. u. aufführt, weder ein Schütze noch ein Wassermann, Löwe oder Steinbock-Ziegenfisch unter den Tiāmat-Geschöpfen. Labat behauptet schlankweg das Gegenteil. Richtig ist nur, daß Marduk an der Spitze

der jungen Kosmosgötter die alten Chaosgötter besiegt und aus dem Leibe ihrer Führerin Tiāmat die ganze Welt bildet, und indem er das tut, auch den Himmel mit seinen festen und wandernden Sternen. Das Astronomische ist also nicht als Grundgehalt der Dichtung, sondern nur als ein — freilich sehr wichtiger — Teil ihres Inhalts aufzufassen. — Mit vollem Recht verweist Labat (S. 68, Anm. zu Z. 146) auf Zimmerns Ansicht, daß das Ee zunächst schildert, wie in der Urzeit durch Marduk die Ordnung über das Chaos triumphiert hat, daß aber dieser Triumph sich zu jedem Jahreswechsel immerfort wiederholt (vgl. mit Briem Tf. VII 132), und daß deshalb das Ee ins neubabylonische Neujahrsritual eingebaut worden ist; ähnliche Gedanken hatte schon vorher Loisy geäußert (Labat S. 65). Richtig ist auch Labats Ansicht, Tiāmat sei „*une force primordiale du monde*" (S. 27, 30), die nur aus poetischen Gründen vermenschlicht worden sei — daß hiebei die Kategorien „gut und böse" einsprangen, hängt teils mit dieser Vermenschlichung zusammen, teils damit, daß dem Babylonier alles Ordentliche als „gut", alles Ordnungswidrige als „böse" erschien.

Daß Marduk „*n'est pas le soleil*", und auch nicht „*le dieu-soleil lui-même*" (S. 66), ist Labat ohne weiteres zuzugeben; ich kann Marduk aber nicht einmal als den *soleil levant*, *le soleil printanier* anerkennen. Die metaphorischen Bezeichnungen, auf die Labat sich S. 66 bezieht, beweisen nichts. Ähnlich hatte schon Jensen in seiner Kosmologie S. 249 u. ö. Marduk zu einem wohltätigen Sonnengott machen wollen, mir scheint, ohne Erfolg. Daß die Babylonier „*considéraient Nergal et Marduk un peu comme des divinités jumelles . . ., dont l'une etait sous terre, pendant que l'autre brillait dans le ciel*" (Labat S. 66) — davon steht nichts im Ee, und die Andeutungen später Kommentare (Labat S. 66, 142) sagen lange nicht so viel, wie Labat will; außerdem hat es keinen Sinn, Keilschrifttexte, die mit diesen Hirngespinsten ursprünglich nichts zu tun haben, dennoch mit Hilfe solcher Phantasmagorien — die an und für sich großen geistesgeschichtlichen Wert besitzen! — deuten zu wollen.

Alles in allem zeigt Labats Einführung eine Fülle von Gedanken — doch halten allzu viele unter ihnen einer gründlichen Prüfung nicht stand. Immer wieder bedauert man, bald aus formellen, bald aus materiellen Gründen nein sagen zu müssen.

2. Die Textausgabe. Leider kann das Urteil über die Textausgabe als solche nicht günstiger ausfallen. Sie wimmelt von Flüchtigkeiten, Fehlern und anderen Steinen des Anstoßes.

Betrachten wir zunächst die Textgrundlagen. Schon für Tf. I wäre zu sagen, was z. T. schon längst gesagt worden ist (vgl. AOTU 2 IV 2f.), daß die Texte C, H und S einer und derselben Tafel angehören; ebenso dürften F und T eine einzige Tafel bilden. K 8524 (CT 13, 12) ist von Labat als „k" = Tf. III 75—86 genommen — mit Unrecht, denn dann würde die Z. III 76 darin fehlen! Es entspricht vielmehr das  der ersten erhaltenen Zeile von K 8524 dem  in Tf. I 127 *A*, folglich ist K 8524 = Tf. I 127—138 und hat demgemäß auf S. 76 mit der Bezeichnung „z" zu erscheinen. Auf S. 92 beginnen bei Tf. I Z. 146 Hinweise auf einen Text „Z", von dem S. 76 nichts sagt! Tatsächlich handelt es sich um denselben Text, der auf S. 96 mit Recht als „H" der Tf. II zugerechnet ist — doch fehlen im Text und Apparat die diesbezüglichen Angaben für Tf. II 33—48! Nur wer es weiß, findet sie auf S. 92/94 mit „Z" markiert! — Der Text M weicht von den übrigen Texten der Tf. I so sehr ab, daß ich an seiner Zugehörigkeit zu unserem Ee zweifle. Manches spricht, wie mir scheint, dafür, daß in ihm sich ein Stück einer alten, vielleicht sogar altbabylonischen Fassung des Weltschöpfungsliedes erhalten hat. Darüber anderswo einmal.

Tf. II: Langdon, Babylonian Liturgies VIII^{bis} wäre als *l* nachzutragen (Z. 85—93); Tf. VI: Pinches-Weidner AfO 11, 73 („K unnumbered") als f (Z. 29—51). Dies Tf. VI „f" konnte Labat noch nicht kennen, ebensowenig das Warka-Bruchstück W 17718 jg+lg (Z. 29—83), welches als *g* bezeichnet werden müßte.

Labats Art, Textsigeln zu bilden, ist vortrefflich und nachahmenswert:

	Majuskeln	Minuskeln
antiqua	Assurtexte	Ninive-Texte
kursiv	*Kischtexte*	*sonst babylonische Texte.*

Doch sind ihm folgende Versehen unterlaufen: S. 76 lies *i* statt i, S. 96 *d* statt D, S. 108 *g* statt g, S. 160 *h* statt H. — Auf S. 96 hat Labat als Text C „VAT 2553" (so schon Langdon Ep. of Cr. 95,7 u. ö.); es handelt sich aber um die Berliner Phot. Nr. 2553. Sonst sind die Museumsnummern, soviel ich sehe, in Ordnung. Nicht aber die Angaben über die Erstreckung der Bruchstücke („von Z . . . bis Z . . ."); die Ungenauigkeiten sind hier meist gering, aber zahlreich. Zu Tf. III lies in Z. 6 des Textweisers hinter „26" und in Z. 7 hinter „55" „oder" statt „+". Zu Tf. IV füge am Schluß für Text J bei: „1. 64—84".

Daß man bei der Textherstellung einen möglichst alten und möglichst vollständigen Text, der dabei möglichst wenig Überarbeitungen und schlechte Lesarten enthält, zum Haupttext macht, weiß Labat natürlich; warum er dennoch in Tf. I den Zz. 2—25; 53—103; (auch 133—159 ?) ausgerechnet die Texte F und T zugrunde legt, verstehe ich nicht. Erstens ist Marduk hier durch Anšar-Aššur ersetzt, und zugleich seine Eltern Ea und Damkina durch Laḫmu und Laḫamu; und weil dies den Unsinn ergibt, daß Anšar nun sein eigener Urgroßvater ist, hat Labat in seiner Übersetzung doch wieder Ea und Damkina eingesetzt! Zweitens hat F mehrere schlechte Lesarten (Z. 8 *ši-ma-ta*, 10 *šu-ta-pu-u* u. a. m.); besonders hervorzuheben ist in Z. 17 *a-lid-* (statt des allein richtigen *šá-liṭ-*), welches selbstverständlich in den Apparat, nicht aber in den Text gehört. Ebensowenig begreife ich, weshalb Labat in den Zz. 47—105 der Tf. III mehrfach die Überlieferung der Texte a*cgi* (also eines assyrischen und dreier babylonischer Texte) verwirft zugunsten des Textes *h* (so auch schon Langdon Ep. of Cr. p. 118). Die gekünstelten Schreibungen dieses Textes *ti-a-ʒa-ti* (III 56) und *tam-tam* (III 59) erwecken kein Vertrauen, ebensowenig das modernisierte ^{d}*a-nun*[*-na-*]*ki* (III 104), wofür alle Parallelstellen ^{d}*a-nu-uk-ki* bieten. Auch spielerische Schreibungen wie *ku*$_6$-*sa*$_4$-*rík-ki* (III 91) und *uš-mál-li* (III 102) stimmen mich *h* gegenüber mißtrauisch. Ich lese also in III 69 *ma-ḫar-šu-un* (*cgi*), nicht *šá-pal-šu-un* (*h*), in III 70 *i-šir*(*ši-ir*) *iz-za-az i-zak-kar-šu-un* (a*cgi*), nicht *ik-mis iz-ziz-ma iz-zak-kar-šu-un* (*h*); an diese Lesart von *h* erinnert KAR 92 r 17. Ich darf noch darauf hinweisen, daß *h* in III 87 liest

šarbaba liḫḫarmim;
an den Parallelstellen lesen aber alle babylonischen Texte (I 138 *Ab*; II 25 *aef*; III 29 *D*?) *šarbabiš liḫḫarmim*, alle assyrischen (I 138 Fj; III 29a; III 87a?) *šarbaba liššarmim*; *h* bildet also gewissermaßen eine Mischklasse, die vielleicht durch babylonische Überarbeitung eines assyrischen Textes entstanden und somit weniger wertvoll ist. —

In Tf. IV 75—81 hat Labat Langdons z. T. willkürliche und falsche Ergänzungen wiederholt, obwohl er selbst (S. 120) auf den Text J hinweist, der von Weidner AfO 3, 122ff. als „Text A" ausgewertet wurde und mehrere gute sichere, Langdons Vermutungen ausschaltende Ergänzungen abwirft. In Tf. VI 31—48 (und auch sonst) übernimmt Labat ebenfalls kritiklos Langdons Ergänzungsvorschläge, sogar ohne [ ], so daß ein allzu vertrauensseliger Leser für überlieferten Text halten muß, was in Wirklichkeit nur Langdons Annahmen sind, — die im übrigen, wie die neuen Bruchstücke f und *g* (s. o. Sp. 170) lehren, fast alle als verfehlt zu gelten haben. — Auch kommt es vor, daß Ergänzungsvorschläge Ebelings von Langdon bejaht und dann von Labat als gesicherter Text gegeben werden (so Tf. VI 38. 53). Eines der tollsten Beispiele dafür, wie in unserem Jahrhundert Ee-Text „entsteht", lesen wir in der letzten Zeile von Tf. V: Labat bietet, wieder einmal im Anschluß an Langdons Erfindung) [ ] *ilāni ni-i-nu* [ ]; der einzige Textzeuge STC 1, 193 hat an dieser Stelle nur [ ]meš[ ]! Dies *ni-i-nu* ist sogar Gegenstand sprachgeschichtlicher Erörterungen geworden.

Der textkritische Apparat, mit der wichtigste Teil einer modernen Ausgabe, ist gespickt von Versehen aller Art, von solchen, die aus Langdons, Ebelings, ja aus Kings Ausgabe „weitergereicht" sind, aber auch von solchen, für die Labat allein verantwortlich zeichnet. Der Raummangel verbietet es mir, Einzelheiten anzuführen. Es muß ohnehin jede Angabe von Labat im vorliegenden Werk an Hand der Keilschrifttexte nachgeprüft werden. Mit anderen Worten: die Labatsche Ausgabe müßte möglichst bald durch eine neue, zuverlässige ersetzt werden.

Und die Übersetzung als solche? Auch sie gibt auf Schritt und Tritt zu stärksten Zweifeln oder Protesten Anlaß. Daß Ee ein sehr schwieriger Text ist, über dessen Sinn man an zahllosen Stellen verschiedener Meinung sein kann, sei dabei rückhaltlos zugestanden. Doch müßten diesem Tatbestand — ganz gleich, von wem das Weltschöpfungslied bearbeitet wird — Dutzende von Fragezeichen auf jeder Seite des Textes entsprechen. In Labats Ee-Ausgabe aber hat das Zeichen „?" geradezu Seltenheitswert.

Dies nun ist mit ein Grund dafür, daß Nichtassyriologen in Labats Ausgabe etwas wie ein Standardwerk erblicken mögen. Daß ich die Aufgabe hatte, diesen nicht unbedenklichen Irrtum zu zerstören, bedauert niemand mehr als ich selbst, um so mehr als ich davon überzeugt bin, daß Labat wesentlich Besseres leisten kann, wenn er sich die Sache nicht zu leicht macht. Ich würde mich aufrichtig freuen, ein anderes Mal von einem Labatschen Buch nur Rühmliches zu sagen!

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Dalman, Gustaf: **Arbeit und Sitte in Palästina. Bd. VI:** Zeltleben, Vieh- und Milchwirtschaft, Jagd, Fischfang. Gütersloh: C. Bertelsmann 1939. (VI, 427 S., 75 Abb. auf Taf.) gr. 8° = Schrift. d. Dt. Palästina-Instituts, hrsg. von G. Dalman. 9. Bd. RM 22 —; geb. RM 25 —. Bespr. von Kurt Galling, Halle a. S.

In diesem Bande setzt der Verf. seine rühmlich bekannten Studien über Arbeit und Sitte in Palästina fort. Wie zu den früheren Bänden ist auch hier zu betonen, daß die Ernte an Beobachtungen zum bäuerischen und beduinischen Leben noch gerade zur rechten Zeit eingebracht wurde, da die Europäisierung des Nahen Ostens immer stärker voranschreitet. Allein die Materialaufnahme ist von erstaunlichem Umfang, wie vielleicht am augenfälligsten durch ein 45 Seiten umfassendes Wort- und Sachregister dargetan werden kann. Dieser dem Zeltleben, der Viehwirtschaft, der Milch und ihrer Verarbeitung, sowie der Jagd und dem Fischfang gewidmete Band ist nach den Sachgebieten in vier Kapitel eingeteilt, die ihrerseits wieder in Unterabschnitte zerfallen. Im Kapitel über das Zelt wird auch über die Zeltmahlzeiten, die Getränke und die Gastfreundschaft berichtet. Im letztgenannten Abschnitt wird eine ausführliche Exegese zu Gen 18 geboten. Die Vieharten: Kamel, Rind und Büffel sowie Schaf und Ziege stehen am Anfang des zweiten Kapitels, der sonst noch vom Hirten und dem Weiden und Tränken der Herde, sowie den Hürden spricht. Zur Milchwirtschaft gehört die Darstellung des Melkens und der Butter- und Käsebereitung. Im letzten Kapitel werden Jagdtiere und Jagdgeräte, sowie Fischarten und Fischgeräte nebst den Booten aufgeführt. 75 Abb. verdeutlichen das Gesagte. Zu Abb. 18 — die Stiftshütte — wäre zu bemerken, daß die reine Aufsichtzeichnung nicht die Schwierigkeiten der Maßangaben erkennen läßt, die sich bei einer Rekonstruktion mit den Seitenhöhen des מִשְׁכָּן ergeben. Vgl. dazu Beer-Galling, Exodus, 1939. S. 135. Abb. 33 ist eine Aufnahme vom *ḳarn ḥaṭṭīn*. Die Literaturbenutzung ist nicht gleichmäßig, wie auch zum Archäologischen manche Wünsche anzumelden sind. Wilkinson, Manners and Customs ist veraltet, und bei dem Atlas von Wreszinski, der recht häufig zitiert wird, ist nicht immer zwischen Darstellungen aus dem Mittleren und dem

Neuen Reich unterschieden. Grundsätzlich ist ja alles ägyptische Material nur „Analogie" und es wären zu verschiedenen Punkten besser syrische Darstellungen heranzuziehen, wofür sich das Biblische Reallexikon des Ref. (1937 erschienen) leicht hätte verwerten lassen. Ferner vermisse ich eine Heranziehung zweier gewichtiger Aufsätze von L. Koehler in ZAW 1926, S. 59ff. (Zebra) und ZDPV 1936, S. 133 (Salz).

Möchte es dem Autor vergönnt sein, das Monumentalwerk, das jetzt schon die wesentlichsten Seiten von Sitte und Arbeit in Palästina zu zeigen vermag, zu dem von ihm gewünschten Abschluß zu bringen! [1]

Stamm, Johann Jakob: **Erlösen und Vergeben im Alten Testament.** Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung. Bern: A. Francke A.G. [1940]. (148 S.) gr. 8°. Schw. Fr. 8 —. Bespr. von W. Eichrodt, Basel.

Die vorliegende Arbeit, mit der sich der Verf. den Doktorgrad der theolog. Fakultät in Basel erworben hat, untersucht die für Erlösen und Vergeben im Alten Testament üblichen Ausdrücke nach ihrem Begriffsinhalt und der Art ihrer Verwendung, sowie nach ihrer Herkunft und nach ihrer Bedeutung für die alttestamentl. Heilsterminologie. In überaus umsichtiger und zuverlässiger Weise werden im ersten Teil die Belegstellen der zu behandelnden Termini und Bilder besprochen, wobei sich besonders für Herkunft und Verwendung der meistgebrauchten Vokabeln für Erlösung, פדה und גאל, wertvolle Feststellungen ergeben. Der zweite Teil stellt die Verwendung der analysierten Begriffe innerhalb der alttestamentl. Heilserwartung dar und vergleicht sie mit anderen zur Wiedergabe des Heils gebräuchlichen Termini. Dabei stellt sich heraus, daß die Geschichte der Begriffe sich durchaus nicht mit der Geschichte der alttestamentl. Heilserwartung überhaupt deckt, sondern daß gerade die älteren Epochen, ganz unabhängig von den abstrakten Termini, den sachlichen Gehalt von Erlösung und Vergebung reich entfalten, während erst die spätere Zeit, etwa von Deuterojesaja an, zu der vollendeten abstrakten Wiedergabe dieser wichtigen Heilsinhalte vordringt. So wirft die Arbeit mit ihren wichtigen terminologischen Resultaten, in denen sich methodische Sicherheit mit guter Kenntnis und Verwertung der einschlägigen Literatur vereinigt, ein instruktives Licht auf Leistungsfähigkeit wie Schranken terminologischer Untersuchungen für die Erkenntnis der alttestamentl. Botschaft.

1) Inzwischen ist der betagte Verfasser gestorben (5. IX. 41). Der Nachlaß wird von Prof. L. Rost herausgebracht werden.

Schulz, Alfons: **Psalmen-Fragen.** Mit einem Anhang: Zur Stellung der Beifügung im Hebräischen. Münster i. W.: Aschendorff 1940. (IV, 128 S.) gr. 8° = Alttestamentl. Abhandlgn. Bd. XIV, H. 1. RM 6.60. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster (Westf.).

Diese Schrift enthält eine große Zahl von Bemerkungen zu Textkritik und Übersetzung einzelner Psalmstellen, die der Verfasser im Vorwort als „Abfälle" von seiner 1939 erschienenen Psalmenübersetzung („Die Psalmen und die Cantica des römischen Breviers") bezeichnet; zugleich sollen sie die Fortsetzung seiner früheren Schrift „Kritisches zum Psalter" (Alttest. Abhandlungen XII, 1, 1932) sein. Im Anhang gibt er weiteres Material zum Beleg seiner von der bisher gültigen hebräischen Syntax abweichenden Theorie von der Stellung der Beifügung im Hebräischen. Das beigebrachte Material belegt allerdings, daß Übersetzungen, vor allem Vulgata und zum Teil auch Septuaginta, hebräischen Text nicht selten so wiedergeben, als ob sie die Anschauung von Schulz teilten; was aber den hebräischen Text selbst angeht, so gehört Referent leider zu den vielen, die sich von der Berechtigung der neuen Theorie nicht zu überzeugen vermögen.

Jones, A. H. M.: **The Herods of Judaea.** Oxford: At the Clarendon Press 1938. (XII, 271 S., 8 Abb., 5 Krtn, 1 chronolog. und 1 genealog. Übersicht.) 8°. 8 s 6 d. Angezeigt von Gerhard Kittel, Wien.

Der Autor — Verfasser eines bedeutenden Buches: The Cities of the eastern Roman Provinces (1937) — gibt eine im wesentlichen populäre Skizze der Geschichte der herodianischen Dynastie, von den Anfängen bis auf Agrippa II. Literatur- und Quellenangaben fehlen, doch ist durchweg ersichtlich, daß die Darstellung auf einer guten Kenntnis der einschlägigen Fragen beruht.

Semitistik, Islamistik.

Littmann, Enno: **Thamūd und Ṣafā.** Studien zur altnordarabischen Inschriftenkunde. Leipzig: F. A. Brockhaus in Komm. 1940. (XII, 164 S.) gr. 8° = Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlandes XXV, 1. RM 10 —. Bespr. von H. Grimme, Münster i. W.

Eine für weitere Kreise der Orientalisten bestimmte Einführung in die altnordarabische Epigraphik ist schon lange als Bedürfnis empfunden worden. Detlef Nielsens Handbuch der altarabischen Altertumskunde hat die daran geknüpften Erwartungen bezüglich der nordarabischen Inschriften nicht erfüllt, da es in dem einzigen bisher vorliegenden Bande nur sehr dürftige Angaben über diese bringt und überhaupt das Schwergewicht auf Südarabien und seine Inschriften legen zu wollen scheint. Um sich in die altnordarabische Epigraphik einzuarbeiten, bedarf es immer noch des mühe-

vollen Studiums der zahlreichen Materialiensammlungen, vor allem Ch. Hubers[1], „Journal d'un voyage en Arabie", Jaussen-Savignacs[1] „Mission archéologique en Arabie", J. Eutings[1] z. T. noch unveröffentlichten thamudischen Inschriftenkopien, Dussaud-Maclers[1] „Rapport sur une mission scientifique dans les régions désertiques de la Syrie moyenne", der von mir veröffentlichten ṣafatenischen Inschriftenkopien von G. Wetzstein u. a. mehr. Der Entschluß zu einem solchen Studium wird aber dadurch erschwert, daß die altnordarabische Epigraphik in dem Rufe steht, nur geringen Gewinn für die Wissenschaft abzuwerfen, weil man sich die Schreiber der Inschriften als recht primitive Menschen vorstellt, deren Blick über die engen Grenzen ihres Wüstendaseins nicht hinausgereicht hätte und die deshalb in ihren schriftlichen Aufzeichnungen nur von sich selber und ihrer nächsten Umgebung etwas mitzuteilen imstande gewesen wären.

Diesem Zustande sucht das vorliegende Buch von E. Littmann ein Ende zu machen. Es ist dazu bestimmt, das Wichtigste über Schrift, Sprache und Religion der thamudischen und ṣafatenischen Araber an Hand zahlreicher Inschriftenproben gemeinverständlich darzustellen. L.s Verdienste um die Entzifferung der thamudischen und ṣafatenischen Schrift sind bekannt genug, um die Hoffnung zu erwecken, sein Buch „Thamūd und Ṣafā" werde auf alle dahin gehenden Fragen bündige Antwort geben, zumal sein Verfasser unter allen jetzt lebenden Orientalisten Deutschlands wohl den weitesten Überblick über das vorderorientalische Inschriftenwesen hat. Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß einer restlosen Entzifferung der thamudischen und ṣafatenischen Inschriften manche Hindernisse im Wege stehen. Für die thamudischen Inschriften ist es besonders mißlich, daß viele der von ihnen genommenen Kopien nicht die Gewähr für eine genaue Wiedergabe der Originale bieten. Weiter verteilen sie sich auf einen Zeitraum, der von etwa 500 v. Chr. bis 300 n. Chr. reicht, während welches die thamudische Schrift mancherlei Wandlungen durchgemacht hat. Auch der für sie übliche Name „Thamudisch" kann leicht zu irrigen Anschauungen über ihren Inhalt führen, da von einem Volk Thamud in ihnen nirgendwo die Rede ist. Für die Entzifferung der ṣafatenischen Inschriften liegen die Verhältnisse wesentlich günstiger. Sie sind innnerhalb weniger Jahrhunderte entstanden, haben sich verhältnismäßig gut erhalten, und ihre Schrift zeigt zumeist einen einheitlichen Duktus, so daß die von ihnen genommenen Kopien, besonders wenn sie von Fachleuten wie Dussaud und Littmann herstammen, wohl geeignet sind, von ihnen ein gutes Bild zu geben und sichere Lesungen zu gewährleisten. Zudem knüpfen sie mit manchen ihrer Angaben an bekannte Zeitereignisse an und lassen auch Herkunft und Lebensverhältnisse ihrer Verfasser vielfach erkennen. Doch darf man sich auch bei ihnen nicht ohne weiteres der Hoffnung hingeben, als ob die Deutung ihres Sinnes ohne besondere Schwierigkeiten vor sich gehen könne; denn sie entstammen einer Zeit und einer Geisteszone, über welche wir sonst nur wenige Mitteilungen haben, und was uns moslimische Quellen über die religiösen Verhältnisse der Ǧāhilijja, der sie entstammen, berichten, gibt uns nur ein schwaches und durch Vorurteile vielfach getrübtes Bild.

Der Schwerpunkt der altnordarabischen Inschriftenforschung liegt jedenfalls mehr auf den thamudischen als auf den ṣafatenischen Felsgraffiti; denn sie erstrecken sich nicht nur über eine längere Zeit, sondern auch über ein weit größeres Gebiet als die ṣafatenischen und bieten sich in weit mannigfaltigeren Formen dar als jene. So widmet Littmann mit Recht ihnen den größeren Raum in seinem Buche. Was er über ihren Namen, ihre Auffindung und Fundorte sagt, bedarf nur kurzer Ergänzungen, z. B. der, daß auch Transjordanien thamudische Inschriften aufweist, wie sich aus K. Rotherts Transjordanien, Taf. XX und XXIX ergibt. Die thamudischen Buchstabenformen stellt L. in tabellarischer Anordnung in ihren verschiedenen Variationen übersichtlich zusammen, wobei er auch mit Recht auf ihren „fluktuierenden" Charakter aufmerksam macht. Ich hatte als erster früher zwischen einer älteren und einer jüngeren thamudischen Schriftschicht unterschieden. Heute glaube ich drei verschiedene Schichten annehmen zu sollen, von denen eine — die älteste — in den Inschriften des mittleren Ḥigāz, die andere — wesentlich jüngere — in denen des unteren Neǵd und die dritte — die jüngste — in denen des äußersten arabischen Nordens und einiger außerarabischen Enklaven vorliegt. L. ist geneigt, nach dem Vorgange von F. V. Winnett[1] fünf Schichten anzunehmen. Was mich von

1) Diese vier Werke werden im folgenden von mir mit Hu., JS., Eu. und DMac. bezeichnet. Ein LP. weist auf E. Littmanns in den Berichten der „Princetown University Archaeological Expedition in Syria" publizierten ṣafatenischen Inschriften hin.

1) F. V. Winnett, A Study of the Lihyanite and Thamudic Inscriptions.

einer solchen Aufteilung der thamudischen Inschriften abhält, habe ich schon bei meiner Besprechung von Winnetts Buch in dieser Zeitschrift (Jahrg. XLI, Sp. 345ff.) auseinandergesetzt. Zu wenig Gewicht legt m. Er. L. auf die von J. J. Heß hervorgehobene Trennung zwischen vertikal und horizontal gerichteten thamudischen Inschriften, wobei mehrere Buchstaben, z. B. Nun und Kaph in doppelter Form auftreten. Wenn L. in dem Vorkommen von vertikalen und horizontalen Inschriften nichts prinzipiell Wichtiges sieht, so mag das vielleicht daran liegen, daß Hubers thamudische Inschriften einigemal eine andere Buchstabenrichtung zeigen als Eutings Kopien (vgl. Hu. 102/9—10 mit Eu. 225, Hu. 376/91 mit Eu. 718 oder Hu. 82/30 mit Eu. 99), etwas, das wohl auf Versehen der Pariser Herausgeber von Hubers Journal zurückzuführen ist. Auf die Schwierigkeiten, welche die Unterscheidung von thamud. א von ד, ח von ט und ג (in Kreisform), von ו und ע macht, wird bei der Zusammenstellung der Buchstabenformen zwar hingewiesen; doch wird in Littmanns Transkription von Texten mit den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten der Lesung öfters nicht genügend gerechnet. Für problematisch halte ich die Einsetzung eines zur ח̄-Reihe gehörigen Zeichens (s. JS. 110, 124, 164) in die ד̄-Reihe, die eines wohl zur צ̄-Reihe gehörigen Zeichens in die ט-Reihe, endlich die eines Zeichens in Form eines vielstrahligen Sternes, das m. E. nur eine Spätentwicklung des vierstrahligen צ ist, in die ש-Reihe. In der ז-Reihe vermisse ich das dazugehörige Zeichen von der Form eines mit der Spitze nach unten gerichteten Dreiecks (s. Hu. 519/37 uud 520/38). In der Gruppe von 4 Punkten möchte L. ein ע sehen, in der von drei Parallelstrichen ein ט, was kaum zu beweisen sein dürfte. Für einige Buchstaben nimmt L. mit mir zwei verschiedene Grundformen an, was ich auch für die ihnen entsprechenden der altsinaitischen Schrift behauptet habe, ohne aber dafür Beachtung oder gar Zustimmung von seiten der Fachgenossen bisher gefunden zu haben.

Über die Herkunft der thamudischen Schrift geht L. kurz hinweg mit dem Bemerken, sie hinge ebenso wie die ṣafatenische mit der liḥjānischen zusammen, die wiederum von der südarabischen abgeleitet sei. Aber wo wären dann die Ursprünge der so hochentwickelten südarabischen Buchstabenschrift zu suchen? Meine in der Studie „Die Lösung des Sinai-Schriftproblems: Die Altthamudische Schrift" entwickelte Annahme von der engen Verbindung der altthamudischen (bzw. der midjanitischen und dedanitischen) Schrift mit der altsinaitischen lehnt L. kurz ab mit den Worten: „Sein (d. i. Grimmes) Beweis hat kaum Anklang gefunden und scheint auch mir nicht geglückt zu sein." Vielleicht darf ich darauf hinweisen, wie in H. Jensens verdienstvollem Werke „Die Schrift: Vergangenheit und Gegenwart" (1934) über meine These geurteilt ist, wo diese und meine Gründe dafür als durchaus stichhaltig hingestellt sind.

In den Schreibern der thamudischen Inschriften sieht L. teils nomadisierende, teils bereits ansässig gewordene Beduinen. Auf die ersteren führt er besonders auch die von Tierbildern und vor allen Dingen die von Kamelen begleiteten Felsinschriften zurück in der Annahme, daß deren Besitzer Wert darauf gelegt hätten, sie dem Leser in effigie vorzuführen. Mir scheint eine andere Annahme für letzteres näher zu liegen, von der bald in Verbindung mit dem Sinne der thamudischen Inschriften zu sprechen sein wird. Die Entstehung der thamudischen Inschriften verlegt L., wie auch ich es vor ihm getan habe, etwa in die Zeit von 500 v. Chr. bis 300 n. Chr. Daß er bis 500 v. Chr. zurückgeht, wird besonders mit dem häufigen Vorkommen des Gottesnamens צלמ begründet, worauf ich zuerst hingewiesen habe.

Das Problem des thamudischen Pantheons läßt L. sehr verwickelt sein. Auf eine nähere Untersuchung der Namen und Eigenschaften der in den Inschriften erwähnten Götter verzichtet er. So erfährt man auch nicht, wie sich L. zu der Frage stellt, wieweit man in den altthamudischen Göttern astrale Wesen zu sehen habe, auch nicht, ob die außerordentlich vielen den Göttern beigelegten Eigenschaften allen Göttern gleichmäßig zukommen oder auf bestimmte Götter zu verteilen sind. Mir scheint das erstere der Fall zu sein, so daß die thamudische Religion schon eine Tendenz zur Vereinheitlichung der ursprünglich getrennt gedachten Göttergestalten gehabt hätte.

In dem Abschnitt „Sprache und Wortschatz" beschränkt sich L. auf eine Auswahl von besonders häufigen oder auch ihm auffälligen Spracherscheinungen. Hiervon ist aber wohl manches als unsicher nach Lesung oder Übersetzung zu bezeichnen, z. B. פכ „in dir", נכ „futuit", עשק bzw. יעשק „er liebt", מחב „liebend", סנה „Friede", בצ „gib ein wenig" bzw. „komm zuvor". In dem von J. J. Heß aufgezeigten und als metathisiertes מנ erklärten נמ „von" sieht L. ein erweitertes למ, da — wie Winnett dargetan hat — neben נמ auch למ in gleicher Bedeutung vorkommt. Das öftere Auftreten von בנ „Sohn" als ב nennt L. „eigenartig"; aber die Assimilation von n an

einen folgenden nichtlaryngalen Konsonanten ist wie im Hebräischen so auch im Thamudischen ganz üblich, wofür hier nur auf הצת = הנצת „höre" und השב = הנשב „neige dich" hingewiesen sei.

In dem Abschnitt „Die Zeichnungen" wäre genauer zu untersuchen gewesen, welche von ihnen in thamudische Zeit uud welche in spätere, evtl. sogar moderne, zurückzuführen sind. Daß in nordarabischen Felszeichnungen nicht alles gleichaltrig ist, geht mit großer Wahrscheinlichkeit aus ihrer Vergleichung mit den von Rothert in Transjordanien kopierten Felsinschriften hervor, wo sich, besonders nach dem Charakter der Tiere, mehrere zeitlich verschiedene Schichten gut unterscheiden lassen. L. kommt auch auf eine Gruppe von Tierdarstellungen zu sprechen, die von Huber wie auch von Euting kopiert sind und die Eigenheit haben, in der Mitte der Körper ein Loch zu zeigen. Er vermutet, daß durch eine solche Durchlöcherung die dargestellten Tiere als lebensunfähig bezeichnet wären. Ich möchte lieber auf eine den Ethnologen geläufige Erklärung hinweisen, wonach Jäger, bevor sie auf die Jagd von wilden Tieren gehen, mit ihrer Waffe Bilder von solchen in der Mitte berühren, um dadurch befähigt zu werden, mit dieser Waffe auch die lebenden Tiere zu treffen. Das würde auch erklären, daß die meisten dieser thamudischen Tierzeichnungen nicht Haus- oder Herdentiere darstellen, sondern wilde.

Nach solchen und weiteren einleitenden Erörterungen gibt L. 158 Proben thamudischer Felsgraffiti, und zwar in der Reihenfolge: 1. „Eigennamen ohne Präposition", 2.—6. „Eigennamen mit vorhergehendem ל, למ, נמ, דנ oder ואנ, אנ", 7. „Nennung von Tieren", 8. „Nennung des Lagerns, Hütens und Schreibens", 9. „Grußinschriften mit ד(וד)", 10. „Liebe und Sehnsucht", 11. „Skatologisches", 12. „Gebete", 13. „Verwünschungen", 14. „Magische und symmetrische Inschriften". Daß die letzteren, auf welche ich zuerst hingewiesen habe, am Schluß besprochen werden, entspricht ihrem Wesen; aber die ihnen vorhergehende späte Erwähnung von Gebetstexten fällt auf, da L. doch sagt: „Unter den thamudischen Graffiti findet sich eine große Anzahl von kurzen Gebeten." Es hat aber seinen Grund in L.s Voraussetzungen, daß der eigentliche Zweck der thamudischen Inschriften ein memorialer sei, wobei es ihren Schreibern darauf angekommen sei, sich mit ihren Namen zu verewigen und in diesem Bestreben auch einiges über ihr Leben und Treiben beizufügen. Er rechnet damit, daß die Schreiber nur an menschliche Leser gedacht hätten. Eine solche Anschauung versagt aber bei Anrufungen von Göttern, vor vor allem in der Form (...לת)דכרת „Es möge gedenken (Allat an . . ."). Solche und ähnlich beginnende Inschriften sind zwar auch memorialer Natur; aber durch sie sollen nicht Menschen, sondern Götter an den Schreiber erinnert werden. Man muß daher den Begriff memorial in „profan-memorial" und „sakralmemorial" scheiden. Schon dieses rechtfertigt meine von L. kühl zurückgewiesene Annahme, daß die thamudischen Inschriften sämtlich sakraler Natur seien, und meine daraus gezogene Folgerung, daß die Plätze, wo sie angebracht sind, nicht Stätten des Lagerns von Beduinen gewesen wären, sondern solche, an denen nach altsemitischer Anschauung himmlische Götter sich auf Erden emanierten. Diese meine Annahme verdient wohl kaum eine Zurückweisung, wie sie L. in die Form kleidet: „Bei Gr.s Lesungen und Übersetzungen hat man den Eindruck, als ob die Felsen Nordarabiens Kirchenwänden glichen, die mit Votivtäfelchen behangen sind." Ich meine, dieser Vergleich sei hier wenig am Platze, wenn man beachtet, daß sich unter den Graffiti einmal zahlreiche von sakral-memorialer Natur finden, und weiter viele religiöse Bekenntnisse — nicht Gebete! — wie לרצ נהי תעת (Hu. 389/3) „Gott Ruḍu hat Wissen und Hilfe", הרצו את כההר בחש (Hu. 392/26) „O Gott Ruḍu, du bist stark und . . ." oder Anrufungen wie העתרסם סמעג (Hu. 392/27) „O ʿAttarsam, höre mich!", ודת ל טבב (JS. 125) „Krankheit habe ich: Heile!". Können dann — so möchte ich fragen — unmittelbar neben solchen an die Götter gerichteten Inschriften private Äußerungen lasziver („skatologischer") Art angenommen werden, wie etwa „Bassām futuit Marwān hic" (Hu. 390/13) oder „Futuit Ḥalīm Qal(ṭ)af" (JS. 123) oder auch Texte, welche L. übersetzt mit „Ich bin ein Liebender; du hast (mir) Unrecht getan" (Hu. 376/21) oder „Dies ist Saʿd, der Māmat liebt" (JS. 204)? Das wäre gerade so auffällig, wie wenn an den Mauern Pompejis sich unter die zahllosen „skatologischen" und erotischen Kritzeleien auch tiefreligiöse Äußerungen mischten, wofür bisher kein Beispiel nachzuweisen ist. Nun sind aber die erwähnten Inschriften meist solche, in denen Buchstaben von verschiedener Lesungsmöglichkeit vorkommen, wie sie L. selbst bei Aufzählung der thamudischen Buchstaben zugegeben hat; und wo L. מחב „liebend" liest, ist ebensowohl מטב „geheilt" zu lesen, und für עשק „liebend" wäre auch die Lesung אצק „bedrückt" möglich. Ferner lassen manche solcher Inschriften auch eine andere Wortaufteilung zu, als L. sie annimmt, und so sagt mir z. B. Hu. 390/13 nicht

etwa „Bassām futuit Marwān hic", sondern „In Gott Samīn ist Größe und Wissen" (בסמנ כבר ונהי). Weiter sei auf die vielen Inschriften hingewiesen, die das Wort ודד enthalten. Unter der Annahme, daß dieses „Gruß" bedeute, rechnet L. mit zahlreichen schriftlichen Grüßen der Schreiber an irgendwelche Freunde, wobei er es sogar für möglich hält, daß der Grüßende dem Gegrüßten seinen eigenen Namen „verberge". Aber kann für ודד die Bedeutung „Gruß" überhaupt in Frage kommen, wenn man beachtet, daß es auch als Eigenschaft von Göttern auftritt, wie z. B. in Hu. 262/44 בכהל ודד חית „In Gott Kahil ist ודד und Leben" oder JS. 578 בנהי ודד הסרר „In Gott Nahî ist ודד und Erfreuung" oder Hu. 300/87 הנהי בכ ודד „O Gott Nahî, in dir ist ודד"? Endlich glaube ich beanstanden zu sollen, daß L. Inschriften, die nur aus einem Eigennamen mit ל bestehen, für solche von profan-memorialer Natur nimmt, mit denen ihr Schreiber auf sich als Urheber habe hinweisen wollen. Dafür wäre doch wohl eine einfache Namennennung ohne vorgesetztes ל besser am Platze gewesen. Übersetzt man aber eine solche Verbindung eines Eigennamens mit ל mit „für N. N.", dann wird bei der Annahme, daß die Inschrift an einer Götterstätte angebracht ist, die Deutung viel näher liegen, daß ein Beter sich dem Gotte des Ortes vorstellen oder auch sich ihm anempfehlen wollte.

Mit L.s Annahme, daß die überwiegende Mehrzahl der thamudischen Inschriften profan-memorialer Natur sei, ist schwer vereinbar, daß die allermeisten thamudischen Graffiti anonym auftreten, was sich aber gut damit erklären läßt, daß sie an Götter gerichtet seien, welche, wie manche Inschriften es deutlich sagen, „Wissende" sind.

In den zahlreichen Fällen, wo zu einer Inschrift der Form ל + Eigenname ein Tierbild in den Felsen eingeritzt ist, nimmt L. dieses Bild als Abbild eines dem Schreiber zugehörigen Tieres. Ich nehme nun auch hier die präpositionale Verbindung in der Bedeutung „für N. N.", das Tierbild aber als ein der Gottheit des Ortes in effigie dargebrachtes Tieropfer. Dazu würde stimmen, daß gelegentlich dem Tierbilde auch noch Bemerkungen beigefügt sind wie Hu. 475/1 (= JS. 297) (ה)לה נעמת „O Gott, du tust wohl" oder Hu. 475/2 (= JS. 299) לב חגר השב צני „Hin zu dem Felsen neige und wende dich".

Es kann hier nicht der Ort sein, die Frage, ob oder inwieweit die thamudischen Inschriften profan-memorialer oder sakraler Natur seien, näher zu erörtern. Es sei aber darauf hingewiesen, daß solches die Kernfrage aller thamudischen Inschriftenforschung ist, deren Beantwortung für Verständnis und Wertung der Graffiti von ausschlaggebender Bedeutung ist. Profan-memorial genommen könnten sie nur einen sehr bescheidenen Platz unter den semitischen Inschriften beanspruchen; erweisen sie sich aber als sakral, dann haben wir an ihnen einen reichen Schatz von authentischem Material zur Erschließung nicht nur der altarabischen, sondern überhaupt der altsemitischen Religion, mit welcher, wie wohl sicher ist, sowohl die Religion Israels wie Mohammeds Islam eng zusammenhängen.

L.s Behandlung von 158 ausgewählten thamudischen Inschriften kann m. E. nicht den Anspruch erheben, die erwähnte Frage endgültig beantwortet zu haben. Bei fast jeder von ihnen tauchten Zweifel auf, ob Lesung und Deutung richtig seien, wenn auch L. behauptet, er habe in seiner vorliegenden Schrift „eine nüchterne wissenschaftliche Betrachtung walten lassen" (S. 5). So möchte ich an die Leser seiner Schrift die dringende Aufforderung richten, sich in stärkerem Maße als bisher an der Erforschung der thamudischen Graffiti zu beteiligen und dabei alle bisher darauf bezüglichen Arbeiten — natürlich auch die meinigen — nur für Etappen auf dem Wege zu ihrer endgültigen Aufklärung anzusehen.

Der Weg zur Erforschung der ṣafatenischen Inschriften ist wesentlich einfacher und das bisher auf ihm Erreichte streift vielleicht schon das Endziel. Ihre Lesung macht dank besonders L.s früheren Arbeiten über dieselben kaum noch Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß sie fast alle — abgesehen von einer besonders alten Schicht, die sich nahe mit den spätesten thamudischen Inschriften berührt — in einer und derselben Form auftreten. Sie beginnen nämlich mit der Präposition ל und einem Eigennamen, welchem oft noch die Namen von Vorfahren bis in das neunte Glied beigefügt sind. Weiter sagen sie häufig etwas über den Anlaß für den Aufenthalt der Schreiber in der Ṣafatene sowie über Suchen und Finden von Inschriften ihrer Verwandten und Freunde. An diese privaten Mitteilungen schließt sich dann noch oft eine mit פ „dann, somit" eingeleitete Bitte an eine Gottheit an. Welcher dieser drei Teile ist nun für die Inschrift am wesentlichsten? L. bevorzugt den mittleren Teil und möchte damit die Anschauung stützen: „Die Ṣafā-Inschriften sind Memorialinschriften, kurze Gebete oder eine Verbindung von beiden und z. T. Besitzurkunden und Grabinschriften" (S. 103). Er fügt diesen Worten allerdings die Bemerkung hinzu: Es muß gesagt werden, daß

ihre Verfasser doch mehr religiösen Sinn hatten, als man gemeiniglich den Beduinen zugestehen will". Beachtet man nun das gleichförmige Schema fast aller ṣafatenischen Inschriften, sollte es da nicht näherliegen, auch für ihren Inhalt eine dem entsprechende Gleichheit anzunehmen? Ausschlaggebend für eine solche Annahme ist m. E. der stets gleiche Anfang mit ל + Eigenname. Diesen übersetzt L. auf verschiedene Weise: meist mit „von N. N.", und läßt damit den Schreiber aussagen, er wäre der Urheber der Inschrift. Mit dieser Übersetzung kommt L. aber nicht aus und fühlt sich oft genug durch ein nachfolgendes Subjekt gezwungen, den Anfang dativisch zu nehmen, z. B. bei Nr. 11 und 12 „Dem N. N. gehört die Lagerstelle" oder Nr. 29 „Dem N. N. gehören diese Pferde". In Analogie dazu möchte er dann auch Fälle wie Wetzstein 276 übersetzen „Dem N. N. gehört dieses Grab" oder Wetzstein 114 „Dem N. N. gehört der heilige Stein". Wenn L. bei thamudischen Inschriften die Verbindung ל + Eigenname verschiedenfach übersetzt, so kann er immerhin dafür auf die Verschiedenheit des Baues dieser Inschriften hinweisen; aber bei dem fast ständig gleichen Aufbau der Tausende von ṣafatenischen Graffiti muß ein solcher Wechsel ihrer Übersetzung doch bedenklich erscheinen. Ich habe in meinen „Texte und Untersuchungen zur ṣafatenisch-arabischen Religion" nach einer Möglichkeit gesucht, den Anfang ל + Eigenname in einheitlicher Weise zu erklären und bin dabei zu folgender Annahme gekommen: Jedes ל + Eigenname, auch wenn es allein die Inschrift ausmacht, ist dahin zu erklären bzw. zu ergänzen, daß es den Sinn bekommt: „Für N. N. ist dieser heilige Stein" (וקהת, צמד, מצבת und ähnliches). Daß ein solches Subjekt verhältnismäßig nur selten hinzugesetzt ist, darf nicht befremden; ist doch auch bei den Tausenden von sinaitisch-nabatäischen Graffiti nur in einigen wenigen Fällen dem Anfange „In Erinnerung gebracht sei N. N." hinzugefügt „vor Gott N. N.", welcher Zusatz aber dem Schreiber stets vorgeschwebt hat. Bei den ṣafatenischen Inschriften handelt es sich nun um die Besitznahme eines der unzähligen Lavablöcke, die den Boden der ṣafatenischen Ḥarra bedecken und welche unter der Annahme, daß die Ḥarra ähnlich wie die Felsen, an denen die thamudischen Graffiti angebracht sind, Emanationsgebiet verschiedener Götter seien, als Gottessteine zu gelten haben. Für eine solche Besitznahme genügte dem Schreiber schon das Setzen von ל + Eigenname „Für N. N." auf den Stein. Das Bezeichnen eines Gottessteines geschah aber nicht nur zum Zwecke der Besitznahme von ihm, sondern auch zur Verewigung des darauf gesetzten Namens, und da, wie auch L. (S. 115) auf eine Bemerkung von Theodor Nöldeke hin bemerkt, in der Vernichtung des Namens auch die der Persönlichkeit des Namensträgers zu sehen sei, so erklärt sich die Sorge, welche Verwandte und Freunde der Schreiber, besonders nach dessen Tode, der Erhaltung des Namens auf dem Steine zuwandten, wobei das Aufsuchen desselben als eine ähnliche Pflicht erschien wie das Aufsuchen eines Grabes. Deshalb ist häufig genug im Mittelteile einer ṣafatenischen Inschrift vom Finden (וגד) eines Namens die Rede. Für sein Aufsuchen war bisher noch kein Ausdruck gefunden; ich glaube aber jetzt, daß die Bezeichnung dafür חרצ oder auch נטר gewesen ist. L. kommt dieser Übersetzung bei dem Verb חרצ sehr nahe, wenn er (nach Lidzbarski in „Ephemeris" II, 42) es mit „Spähen" übersetzt. Daß aber in נטר ein Synonym von חרצ vorliegt, beweist das Gegenüberstehen von Vogüé 4 חרצ הסמי und Dussaud-Macler 282 sowie LP. 528 נטר הסמי ..., was nicht, wie Littmann meint, zu übersetzen ist mit „(N. N.) schaute den Himmel an", sondern „N. N. suchte nach den Namen" (— also סמי = سَامَى). Für den Vorgang des Suchens eines Namens ist besonders die Inschrift-Waddington 328b lehrreich, wo es heißt:

לצהינ בנ געל בנ רסל ..... ונצי רסל פוגדה חפל ...

„Für Ṣ-h-j-n, Sohn des G-ʿ-l, Sohnes des R-s-l ..... und (der Name von) R-s-l war erloschen (נצי = نَضَا); da fand ihn Ḥ-f-l wieder ...".

Wenn solche, die den Namen einer ihnen nahestehenden Person gefunden hatten und angesichts desselben Zeremonien vollführten, die an solche des altsemitischen Grabkultes erinnern, z. B. über ihm weinten, beteten und neben ihn sieben kleine Parallelstriche oder sieben Punkte einritzten, dann sieht das ganz danach aus, als hätten sie in dem Namen etwas gesehen, was nach dem Tode des Namensträgers von diesem noch nachlebe, und zwar wegen seiner engen Verbindung mit der Gottheit, die sich in dem Steine emanierte. Während also L. in der ṣafatenischen Ḥarra sowie in der Ḥarrat-er-Rāġil große Totenfelder erblickt, erscheinen sie mir als Stätten, die nicht nur belebt waren durch die Emanation von Göttern, sondern auch von den Seelen derjenigen, die ihren Namen in einen Götterstein eingeritzt hatten. Wenn man mit dieser meiner Anschauung an die ṣafatenischen Inschriften herantritt, dann wird man auch in ihnen wertvolle Zeugnisse für die Religion der Ġāhilijja erkennen. Daß dann auch manche Phrase in den 74 Proben

ṣafatenischer Inschriften, die L. gibt, anders zu übersetzen ist, als er getan, ist selbstverständlich.

Da L. so großen Wert auf die memoriale Erklärung auch der ṣafatenischen Inschriften legt, so möchte ich schließen mit der Beantwortung einer von ihm an mich gerichteten Frage (in Mélanges Syriens offerts à Mr. R. Dussaud): „Wie verhalten sich die Bemerkungen וצרט . . . . . et pepedit und וצרט קדמת . . ., . . . et pepedit primus" (LP. S. 150, 164) zu dem religiösen Charakter?" Ich antworte damit, daß diese Übersetzungen den Sinn der beiden Inschriften durchaus verfehlen; denn nicht ist zu lesen וצרט und וצרט קדמת, sondern ודֿ רט und ודֿ רט קרמת, was unter der Annahme, daß רט = klass. arab. رَطَّ ist, und unter Vergleichung mit ṣafatenischen Inschriften wie Wetzstein 115 נפר וחל „Er ist geflohen und hat sich (hier) niedergelassen" sowie Vogüé 4 סנת מר אקדמ „Im Jahre, als er ostwärts (d. h. in die Ḥarra) zog" sowie mit LP. 424 סנת נגי מנ הסלטנ „im Jahre, da er entkam aus dem Römerreiche" zu übersetzen ist: „Und dieser hat sich geflüchtet", bzw. „Und dieser hat sich ostwärts (d. h. in die Ḥarra) geflüchtet".

L.s „Thamud und Ṣafā" ist ein Buch, das in vielen Einzelheiten dem Bedürfnis nach einer praktischen Einführung in die thamudischen und ṣafatenischen Inschriften entspricht, ohne dabei aber das letzte Wort über Wesen und Bedeutung derselben gesprochen zu haben. Möge es den Erfolg haben, daß die Leser, welche es unter den Orientalisten findet, sich angeregt fühlen zu einer Mitarbeit an der Beantwortung der vielen noch offenen Fragen, die sich an diese Denkmäler der altsemitischen Religion knüpfen. Leider hat L. es unterlassen, von den Inschriften, die er bespricht, Zeichnungen beizufügen, die den Leser instandsetzen könnten, Lesungen und Übersetzungen nachzuprüfen.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Bittel, Kurt, u. Heinz **Otto: Demirci-Hüyük.** Eine vorgeschichtliche Siedlung an der phrygisch-bithynischen Grenze. Bericht über die Ergebnisse der Grabung von 1937. Berlin: Archäologisches Institut des Deutschen Reiches, Zweigstelle Istanbul 1939. (III, 35 S., 15 Taf. u. 4 Textabb.) 4°. RM 6 —. Bespr. von Franz Hančar, Wien.

Der besondere Wert dieses Berichtes über eine erste, bloß 19,4 m × 5 m Fläche umfassende Ausgrabung auf dem Demirci-Hüyük liegt darin, daß Kurt Bittel in ausgereifter Kennerschaft der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens einerseits die ganze Problematik der anatolischen Siedlungsforschung aufrollt und andererseits methodisch mit seiner Arbeit die kennzeichnende Planmäßigkeit und Zielstrebigkeit der deutschen Forschung belegt.

Der Demirci-Hüyük findet sich ungefähr 25 km nordwestlich von Eskişehir in der welligen, baumarmen Hochlandsteppe, zu deren eindrucksvollem, geologisch-klimatisch begründetem Gegensatz zur Landschaft des Küstengebietes die alte Siedlungsform des Hüyüks (Wohnhügel, Tell) als auffallender Zug auch des tiefgehenden kulturellen Unterschieds zwischen diesen benachbarten Landstrichen tritt. Warum der Demirci-Hüyük, das ist der „Hügel des Schmiedes", diesen Namen erhalten hat, ließ sich nicht feststellen. Der Demirci-Hüyük erhebt sich aus einer kleinen, von sanft ansteigenden Höhenzügen umrahmten Ebene („Ova"). Eine Quelle unfern des Hüyüks versorgt den Bach, der die Ova durchquert und dem nahen Sarisu zufließt, das ganze Jahr hindurch mit Wasser. Solcherart liegt der Demirci-Hüyük sowie die zahlreichen, hier im Tale des Sarisu besonders häufig vorkommenden alten Wohnhügel inmitten günstigen Ackergrundes. Es sind aber nicht allein die wirtschaftlichen Vorteile der Ovas mit ihren feuchten, zum Anbau geeigneten Stellen oder die Fruchtbarkeit des Sarisutales, die als Ursachen dieser dichten alten Besiedlung namhaft gemacht werden können; als einen Hauptfaktor legt Bittel vielmehr die verkehrsgünstige Lage des Gebietes eingehend dar.

Beim Bau der heutigen Straße wurde der Hüyük so durchschnitten, daß sein Westrand jenseits, sein Hauptteil aber diesseits der Straße unberührt blieben. Die mühselige Reinigung der Wand des Straßendurchstiches ergab ein brauchbares Profil. Es konnten drei deutlich zu scheidende Wohnschichten festgestellt werden; auf sie stieß man auch im Laufe der Ausgrabung, die eine überraschende Fülle von Funden zutage förderte. Sie wurden von Dr. Heinz Otto im Museum zu Ankara bearbeitet. An erster Stelle steht die zahlreiche Keramik. Ebenso häufig sind Tierknochen, unter denen solche von Rind, Schaf und Schwein vorherrschen. Außerdem fanden sich Holzkohlenreste und eine Anzahl von Meeresmuscheln. Erstaunlich ist die große Zahl tönerner Figürchen, die vor allem Schaf und Rind, seltener Frauen wiedergeben. Zahlreich sind Silexgeräte und sehr fein gearbeitete Obsidianmesserchen, zu denen als Reste des Hausrates noch Gewichte aus Ton, Reibsteine und Reibplatten, einige Spinnwirtel und Knochenpfriemen kommen. Drei fast ganz erhaltene und einige Bruchstücke von Steinkeulen sind die einzigen Waf-

fenfunde. Metallgegenstände fehlen bisher vollständig.

Die Funde des Demirci-Hüyük bezeugen vielseitige und weitreichende Beziehungen. Sie äußern sich nicht nur in allgemeinen Ähnlichkeiten, sondern auch in charakteristischen Sonderformen und reichen einerseits über Troja und Thermi nach Nordgriechenland und den Balkanländern, andererseits über Ahlatlibel bis Alişar und Kültepe. Dessenungeachtet hebt sich von den Funden Anatoliens die Eigenart der Demirci-Hüyükreste deutlich ab. Die Parallelkulturen, von denen keine wesentlich unter die Zeit um 2300 vor der Zeitwende herabgereicht hat, weisen darauf hin, daß sich das Leben auf dem Demirci-Hüyük innerhalb des dritten Jahrtausends abgespielt haben dürfte. Lediglich jene Funde, die unter dem Grundwasserspiegel angetroffen wurden, könnten vielleicht dem Ende des vierten Jahrtausends zugesprochen werden.

Nach dem Bericht über die Grabung am Demirci-Hüyük ist im Zusammenhang mit einer Übersicht über die Lesefunde aus seiner nächsten Umgebung und anläßlich des Fundes einer Streitaxt am Aharköy-Hüyük die allgemein als brennend empfundene Frage der Streitäxte in Vorderasien kurz gestreift. Die Funde von Termi, Tell-Agrab und Kisch beweisen das Vorkommen der Streitäxte auf vorderasiatischem Boden schon für die erste Hälfte des dritten Jahrtausends.

Ungeachtet der verhältnismäßig geringen Ausdehnung und beschränkten Tiefe der Ausgrabung auf dem Demirci-Hüyük gewinnt man den Eindruck, daß Kurt Bittel mit gutem Blick den Aufschlußwert dieses Hüyüks erkannt hat. Es ist zu wünschen, daß weitere Ausgrabungen zur Lösung der vielen aufgeworfenen urgeschichtlichen Fragen führen mögen.

Hinsichtlich der buchtechnischen Gestaltung ist hervorzuheben, daß Karten, Skizzen und Photos ein klares Bild des neuen Materials vermitteln.

Südasien.

Lüders, Heinrich: **Philologica Indica.** Ausgewählte kleine Schriften. Festgabe zum siebzigsten Geburtstage am 25. Juni 1939 dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1940. (VI, 812 S., 1 Taf., 1 Bildnis) gr. 8°. RM 45.—; geb. RM 48.—. Bespr. von L. Renou, Paris.

C'est la majeure partie des articles et mémoires de M. Lüders qui se trouvent réunis dans cet imposant volume, imprimé avec tout le soin et l'élégance souhaitables, augmenté de notes de l'auteur (p. 785) et d'utiles index (des mots, des passages cités, des choses). Ont dû être sacrifiées les reproductions de manuscrits, sauf une planche qui figure en regard de la p. 720.

Rien n'est plus commode que d'avoir sous la main l'œuvre essentielle d'un savant, dont les travaux, ainsi chronologiquement rassemblés, soulignent les progrès d'une discipline, suivent (s'ils ne l'ont même en partie commandé) le cheminement des curiosités, le déplacement des centres d'intérêt.

Tout n'a pas été recueilli: il manque quelques rapports d'un caractère plus général, ainsi l'exposé sur l'étude des antiquités dans l'Inde (ZDMG., 83) ou l'impressionnante description des trouvailles philologiques du Turkestan (Sitz. Ber. Berl. Akad. Wiss., 1914); de même plusieurs études de détail, des notices épigraphiques en particulier, ou encore le mémoire des Abh. Gött. Ges. Wiss., 1901 sur la recension grantha du Mahābhārata, lequel, à vrai dire, consiste surtout en un spécimen de texte critiquement établi.

En raison de leur dimension, on n'a pas retenu les études sur la Kalpanāmaṇḍitikā ou sur les fragments de drames bouddhiques; on a admis cependant le Würfelspiel, à peine moins long que les Bruchstücke, ainsi que l'édition du Śāriputraprakaraṇa d'Aśvaghoṣa, qui est à peine séparable de ceux-ci. On regrettera aussi l'absence de la dissertation inaugurale sur la Vyāsaśikṣā: travail solide et pénétrant de confrontation entre un Prātiśākhya et une Śikṣā, dans un domaine où il n'a guère été fouillé depuis lors.

Ainsi délimitée, l'œuvre qui s'étend sur près de quarante années est à la fois diverse et une. Fixée de préférence sur les questions bouddhiques (alors même souvent que le point de départ est dans les données brâhmaniques), débordant les cadres conventionnels de l'indianisme à mesure que les fouilles d'Asie Centrale élargissaient les problèmes indiens, elle ne néglige en fait aucun domaine important. Le Mahābhārata y a occupé longtemps une place de choix: on sait que de l'édition critique que l'union des Académies avait voulu mettre sur pied avant l'autre guerre, M. Lüders était destiné à assumer la direction.

De fait, au sortir de sa thèse védique, c'est l'épopée qui le requiert avec un gros travail sur la légende de Ṛṣyaśṛṅga (Gött. Nachr., 1897) où ses dons de critique et de combinaison se donnent libre cours: il y montre que cet épisode a une forme plus ancienne dans le Padmapurāṇa que dans l'épopée, bref que le Mahābhārata, à une certaine étape de sa fixation, a subi l'influence d'un texte purāṇique.

Mais déjà les données bouddhiques se superposent à ces premiers résultats: pour la première fois des connexions textuelles s'esquissent entre la tradition brâhmanique et les gāthā des Jātaka, d'où M. Lüders tire la conclusion, contre laquelle on s'est vainement rebellé, que le Bhārata a sanskritisé des gāthā bouddhiques.

D'autres connexions du même type sont posées dans les articles de la ZDMG., 58 et des Gött. Nachr., 1901, ce dernier complétant et consolidant l'étude sur Ṛṣyaśṛṅga: peu d'indianistes auront au même degré que M. Lüders fait sentir l'interrelation des textes indiens, l'enchaînement des traditions. Dans sa contribution à la Festschrift Windisch, l'auteur aborde de front le problème de l'origine des gāthā: il est amené à voir dans ces stances le joint entre les itihāsa védiques et l'épopée. A ces mêmes Jātaka il confronte la smṛti (ZDMG., 61), dont par ailleurs il examinera avec acuité les données sur un point remarquable de convergences doctrinales, la rupture du contrat (Sitz.Ber.Berl.Akad.Wiss., 1917).

Dans le domaine de la grammaire indigène (rappelons que M. Lüders s'était chargé du volume sur la grammaire classique dans le Grundriss der indo-arischen Philologie und Altertumskunde), il faut mettre hors de pair l'étude sur les fragments du Kātantra et du Kaumāra retrouvés au Turkestan (Sitz.Ber. Berl.Akad.Wiss., 1930): encore que M. Lüders invite (p. 690) un vaiyākaraṇa professionnel à pousser plus loin l'interprétation de ces débris particulièrement maltraités, on voit mal ce qui aurait pu échapper à la science de l'éditeur. La même ingéniosité se retrouve dans le commentaire de quelques épisodes difficiles de la Chāndogya-Upaniṣad (Sitz.Ber.Berl.Akad. Wiss., 1916 et 1922), dans celui de diverses inscriptions sanskrites ou prâkrites: il convient de rappeler au moins les contributions à l'exégèse des édits d'Aśoka (Sitz.Ber.Berl.Akad. Wiss., 1913 et 1914 et ZII., 5), qui s'apparient sans indignité à celles de Senart et de Bühler. N'est pas moins ingénieuse, bien que plus risquée, l'utilisation d'un passage controversé du Mahābhāṣya pour résoudre la question du théâtre d'ombres et déceler sous le terme obscur de śaubhika, le nom même de ses acteurs (Sitz.Ber.Berl.Akad.Wiss., 1916).

M. Lüders n'est pas moins expert à interpréter les images par les textes: relations entre la Jātakamālā et les fresques d'Ajaṇṭā (Gött. Nachr., 1902), peintures d'une praṇidhicaryā du bodhisattva au temple de Bäzäklik mis en parallèle avec les passages afférents du Mahāvastu (Sitz.Ber.Berl.Akad.Wiss., 1913).

Les études sur le vocabulaire sont aussi fouillées que les autres. Il est sensible pourtant que l'auteur ne s'intéresse guère à une combinaison sémantique ou étymologique que lorsqu'elle lui permet de suivre à travers les textes le développement de conceptions proprement indiennes. Aucune part n'y est faite à la reconstruction, au jeu linguistique gratuit. Relevons l'explication de *dohada-* par *dvihṛd-*, celle de *muktā-*, le nom de la perle, par *mūrchati* (et, en corollaire, de *phala-* par la racine *phal-* au sens de «se solidifier»), d'*ālāna-* comme doublet d'*ādāna-*, de p. *bondi-* par *vṛnda-*, la juxtaposition de véd. *śáma-* et de gr. κεμάς, la délimitation d'une racine véd. *gṛh-* au sens de «réclamer vainement», d'où «manquer». L'étude Die śākischen Mūra, importante à d'autres égards, contient une recherche poussée sur les termes à riche contenu concret de *mudrā-* et de *rūpa-* (*rūpya-*). La plus longue (non la plus convaincante à notre avis) est celle du groupe védique *heṣá-* par une racine *hiṣ-* «blesser», dont *himṣ-* serait une forme récente. Il faudra ajouter désormais à cette série l'étymologie d'un terme de la technique théâtrale souvent débattu, *nepathya-*, où M. Lüders reconnaît une sanskritisation de *nevaccha-* = *naivastya-*, dérivé de *ni-vas-* «se vêtir» (ZDMG., 95). Important enfin pour le phonétisme indien est le mémoire sur le développement de *l* (Festschrift Wackernagel): à côté de *l* ancien (partiellement issu de *r*) il y a évolution progressive d'un *l* représentant *ḷ* cérébral (lui-même issu de *ḍ*).

La grande dissertation sur le jeu de dés, en laquelle Barth saluait un travail «fait de main de maître», utilise de la façon la plus précise une masse de textes védiques, classiques et moyen-indiens. Complétée par les recherches de Caland, c'est l'exemple de ce que peut rendre sur un sujet indien une monographie bien définie, fortement documentée.

Mais il est clair que ce sont les fouilles d'Asie Centrale, les documents de Tourfan qui ont marqué l'apogée de la carrière de M. Lüders, fournissant la matière des travaux qui occupent près de deux cents pages du volume, parmi les dernières. Ce sont ces problèmes qui ont suscité autour de lui les vocations scientifiques, comme ils ont fait l'objet, sous sa direction, de publications qui sont destinées à avoir une longue suite. Là viendrait s'insérer le travail majeur sur la Kalpanāmaṇḍitikā et par conséquent la question d'Aśvaghoṣa, qui durant des années a fait croiser le fer plusieurs des plus notoires indianistes d'Europe. Les rapports annuels que M. Lüders a donnés dans les Berichte de l'Académie de Berlin relatent l'extension des trouvailles et la part prépondérante

qu'il a prise, brillamment secondé par M^me^ Lüders, au classement, au déchiffrement de ces milliers de fragments, le plus souvent misérables, auxquelles il a fallu arracher, akṣara par akṣara, des lectures tâtonnantes. Ce sont, non les plus riches de ses mémoires, car ils le sont presque tous également, mais du moins ceux qui postulaient les connaissances les plus vastes hors du domaine consacré des études indiennes.

Un trait unit tous ces travaux: celui que met en évidence le titre même du recueil. Qu'il s'agisse de faits sociaux ou religieux, d'identifications de noms historiques ou géographiques: c'est l'œuvre d'un philologue. Dans l'interprétation de textes connus comme l'épopée (ou la littérature védique, que M. Lüders possède fort bien et sur laquelle il prépare, croyons-nous, un travail important), dans la discussion de variantes ou le dépistage d'interpolations, dans le déchiffrement de textes nouveaux, dans l'étymologie enfin: c'est partout le philologue de grande classe qui se révèle, puissamment armé, nourri d'amples lectures. Rigoureux, minutieux jusqu'à l'acribie, il ne se refuse pas certaines déductions de vaste portée: qu'on se rappelle les relations que dans ses Weitere Beiträge il établit entre le Turkestan et les pays de l'Indus; aux origines que dans son Kātantra il décrit de la «brâhmanisation» bouddhique; à la manière dont il retrace (Sitz. Ber.Berl.Akad.Wiss., 1917) l'organisation sociale pour la période indo-iranienne ou bien (Sitz.Ber.Berl.Akad.Wiss., 1916) les débuts du drame indien.

Certaines de ces vues ont suscité des controverses, en susciteront encore: mais partout apparaît incontestablement le maître: un raisonnement serré, aigu pour ainsi dire, au service duquel est mis un style exemplaire de savant, ce «strenger Stil» qu'un étranger même peut apprécier et que loue justement l'hommage liminaire.

Ostasien.

Olbricht, Peter: **Von der Einstellung der Herrscher zu seinen Beratern.** Nach einer Schrift des chinesischen Staatsmannes und Historikers Ou-Yang Siu aus dem 11. Jahrh. Leipzig: Otto Harrassowitz in Komm. 1939. (88 S.) 8°. RM 3.60. Bespr. von J. Průšek, Prag.

Die vorliegende Arbeit ist der bekannten Abhandlung des Staatsmannes und Schriftstellers Ou-yang Siu: „Erörterung über das Wort, Herrscher zu sein ist schwer", gewidmet. Ou-yang Siu warnt in dieser Abhandlung den Herrscher, sein volles Zutrauen einem Manne zu schenken, dessen Ansichten bei den übrigen Beratern keinen Anklang finden, und weiters vor Leuten, deren Worte zwar überzeugend klingen, deren Taten aber das Reich ins Unheil stürzen können. Olbricht übersetzt zuerst diese Abhandlung und beschäftigt sich dann mit der Frage nach dem Zielpunkt dieser polemischen Schrift. In überzeugender Weise widerlegt Olbricht die Ansicht des Herausgebers des Kuwên-yüan-kien, daß es sich dabei um Wang An-shih handelt. Diese Ansicht wurde auch von L. Wieger vertreten, der die Abhandlung sogar in das Jahr 1068 datiert hat, was offensichtlich unmöglich ist. Olbricht widerlegt diese Ansicht auf Grund einer eingehenden Analyse der Beziehungen zwischen Ou-yang Siu und Wang An-shih, besonders aber mit dem Hinweis auf den herzlichen Ton der Eulogie, die Wang An-shih seinem Gönner Ou-yang Siu nach dessen Tode gewidmet hatte.

Er beweist, daß die Nachrichten über die persönliche Feindschaft zwischen beiden Staatsmännern zu den absichtlichen Fälschungen gehören und dem widersprechen, was wir über deren Charakter wissen. Olbricht stützt sich hier auf die große Arbeit Williamson's über Wang An-shih, sowie auf ursprünglich chinesische Quellen.

Er hält die Angabe des Kompilators des Inhaltsverzeichnisses zu den Werken Ou-yang Siu's für wahrscheinlicher, daß die betreffende Abhandlung im Jahre 1042 entstanden sei. Es ist interessant, daß in der Ausgabe der Werke Ou-yang Siu's, die ich besitze — es handelt sich um einen Abdruck der Ausgabe aus dem Jahre 1747 mit einer Vorrede von P'êng Kiaping — dieses Datum nicht erscheint. Das besagt natürlich nichts gegen die Richtigkeit oder das Alter dieser Angabe, doch wäre es wünschenswert, sich einmal näher mit der Überlieferung dieses Textes zu befassen.

Dann zeichnet Olbricht auf Grund der chinesischen Quellen die Anfänge der amtlichen Laufbahn Ou-yang Siu's und besonders den Kampf der Gruppe seiner jungen Freunde, deren Sprecher er oft war, gegen den alten Minister des Kaisers Jên-tsung, Lü I-kien. Olbricht nimmt an, daß die Abhandlung im Zusammenhange mit diesen Kämpfen entstanden sei und daß sie sich auch gegen diesen Minister richtet, ebenso wie das Thronschreiben aus dem 5. Monat d. J. 1042. Meiner Ansicht nach stößt aber diese Erklärung auf Schwierigkeiten, die zu überwinden Olbricht nicht gelungen ist. Während in dem ersten Teile nichts einer solchen Auslegung zu widersprechen scheint, widerlegt der zweite Teil: die Beispiele, die Ou-yang Siu aus der Geschichte anführt [bekannte Erzählungen vom jungen General des Staates Chao, Chao K'uoh, und vom ebenso jungen

General Li Sin aus Ts'in, aus der Zeit „der kämpfenden Staaten"], sowie die Betrachtungen, die diese Beispiele begleiten: „Im allgemeinen sind Neulinge im Amt gern wagemutig und schneidig, während alterfahrene Männer, meistens gesetzt und gewissenhaft sind etc.", Olbricht's These entschieden. Der damals sechsunddreißigjährige Ou-yang Siu hätte sich kaum gegen einen Greis, der schon am Grabe stand, einer Argumentation bedient, die man gegen ihn selbst hätte ausnützen können.

Die ganze Geschichte dieser Periode und besonders die der verworrenen Kämpfe der verschiedenen politischen Gruppen sind viel zu wenig bekannt, als daß wir bloß auf Grund der gegebenen Umstände erraten könnten, gegen wen sich eine solche Abhandlung wendet. Meiner Ansicht nach handelt es sich um ein Pamphlet, das auf eine konkrete Situation hinzielt, die wahrscheinlich im Zusammenhange mit der auswärtigen Politik steht.

Nichtsdestoweniger liefert die vorliegende Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis Ou-yang Siu's und seiner Zeitgenossen und ermöglicht uns einen tiefen Einblick in die ganze Problematik der chinesischen Historiographie. Sie zeigt, wie stark der Einfluß der politischen und persönlichen Sympathien und Antipathien auf die historische Schilderung war, und wie gefährlich es ist, auch die einfachsten Angaben ohne eingehende Kritik anzunehmen. Besonders bemerkenswert scheint es mir zu sein, daß sich die Schüler Prof. Haenisch's Perioden der chinesischen Geschichte zuwenden, die bisher vollkommen vernachlässigt wurden.

Die Übersetzung der Abhandlung Ou-yang Siu's ist fehlerfrei, entbehrt aber stellenweise einer gewissen Leichtigkeit. Es ist natürlich außerordentlich schwer, in einer Übersetzung die Eleganz und Klarheit eines so hervorragenden Stilisten wie Ou-yang Siu wiederzugeben. Kleinere Druckfehler sind leicht zu berichtigen.

Lufft, Dr. Hermann: **Japans strategische Stellung.** Berlin: Junker und Dünnhaupt 1940. (300 S.) 8°. = Forschungen d. Deutschen Auslandswissenschaftl. Instituts. Abt.: Außenpolitik u. Auslandskunde Bd. 1. RM 10 —; geb. RM 12 —. Bespr. von F. M. Trautz, z. Zt. Karlsruhe.

Das sorgfältig bearbeitete, fesselnd geschriebene, gut gedruckte Buch behandelt seinen Gegenstand in drei Hauptabschnitten: militärisch (90 S.), außenpolitisch (106 S.) und wirtschaftlich (104 S.). Es ist höchst zeitgemäß vom wehrwissenschaftlichen, kulturpolitischen und nationalwirtschaftlichen Gesichtspunkt aus und wird in Deutschland wie in Japan mit Aufmerksamkeit gelesen werden.

Was in Japan vorgeht, welche bedeutsamen Entscheidungen sich dort seit zehn Jahren immer deutlicher vorbereiten — Ref. hatte Gelegenheit, sie acht Jahre an Ort und Stelle zu beobachten — ist in Deutschland unbekannter bis auf den heutigen Tag geblieben, als im fernen verbündeten „Sonneninselreich", was sich in Deutschland im genannten Zeitraum vollzog und vollzieht. Dabei entbehrt der Ablauf in Japan, selbst im Vergleich zum neuen deutschen Aufstieg mit seinen unerhörten Leistungen des Volkes und der Wehrmacht, keineswegs der spannenden Entwicklungen, der dramatischen Steigerungen und heroischen, opfervollen Entschließungen von großen, ja „pazifischen" Ausmaßen. Es ist ein besonderer Vorzug des Buches, diese Tatsache der Jetztzeit aus den wirksamen Faktoren der zugrundeliegenden (besonders der außenpolitischen) Vergangenheit in wohlgelungener Gliederung bis zum Ende der Darstellung herausgearbeitet zu haben. Leider wird man nicht bald wieder einer weiteren so quellenmäßigen Darstellung der fernöstlichen Krise, die noch in unvermindertem Druck andauert, entgegensehen dürfen. Um so mehr sind dem, in dem handlichen Bande vorgelegten Wissensstoff im heutigen Deutschland Verbreitung und gründliche Belehrung suchende Leser zu wünschen.

Leider ist eine wirklich zutreffende Japankenntnis von nur einiger Gründlichkeit und Zuverlässigkeit bei uns sehr selten, viel seltener, als die großen deutschen Japan-Bibliographien (Wenckstern, Nachod, Präsent-Haenisch und der neueste „Altjapankatalog" des Deutschen Forschungsinstituts in Kyoto) vermuten lassen können. Japan und China sind so weit weg, die dortigen Personen- und Ortsnamen werden oft so verschieden geschrieben, daß man sie in den wenigsten Fällen „nachschlagen" oder auf den kleinen, von Namen wimmelnden Karten der Handatlanten finden kann, — und diese Karten dann noch durch Eintragungen und Raumgrenzen weiter auszufüllen, ist dem — oft am meisten der Belehrung bedürftigen und (trotz Zeitgebundenheit) sie nicht ungern — Suchenden zu umständlich, „liegt ihm zu fern" angesichts näherer Sorgen, wenn man ihm diese Aufgabe, wie es unsere Zeit und die Arbeit für das schaffende Volk gebieterisch fordern, nicht erleichtert, also: eine große Übersichtsskizze (vgl. die entsprechende Ausstattung der Generalstabsveröffentlichungen) aller im Text vorkommenden geographischen Namen und einige Skizzen wichtiger Räume (im Text, Strichätzung), ferner eine Bibliographie (zu jedem der drei Hauptabschnitte), enthaltend ein oder zwei grundlegende und etliche neueste

Quellenwerke, schließlich eine Erläuterung einiger Abkürzungen für den unbewanderten Leser, z. B. St. J. d. D. R. oder „b. Z." S. 36 (? z. B. ?) und eine kleine (sachliche) Vermehrung des Index wären willkommen und müßten dem Dauerwert und der sehr zu begrüßenden Verbreitung des Werkes bestimmt erheblich zugute kommen! —

Im ganzen war es für den Ref., einen Veteranen der deutsch-japanischen Kulturarbeit, eine Genugtuung, dies nützliche, vernünftige Buch kennenzulernen, ein belehrendes Vergnügen, es zu lesen, und es ist ihm eine Freude, es allen alten und jungen Ostasieninteressenten und Japanfreunden aufrichtig zu empfehlen.

Afrikanistik.

Ittmann, Johannes: **Grammatik des Duala** (Kamerun). Unter Mitarb. von Carl Meinhof. Berlin: Dietr. Reimer; Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. 1939. (250 S.) gr. 8° = Beih. z. Zeitschr. f. Eingeborenen Sprachen, hrsg. von C. Meinhof, 20. Heft. RM 18.—. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Das Duala ist die wichtigste Küstensprache Kameruns, und es gehört zu den früh bekannt gewordenen Kolonialsprachen. Schon 1862 erschien die Übersetzung des Neuen Testaments von Saker, 1892 Christallers Handbuch der Dualasprache, 1912 Meinhofs Sprache der Duala als praktisches Handbuch und 1914 Dinkelackers Wörterbuch der Dualasprache. Die Kenntnis der besonders in ihren Tonverhältnissen, aber auch in den Vokalelisionen und Kontraktionen durchaus nicht einfachen Sprache hat ständige Fortschritte gemacht und ist in allem Wesentlichen durch Dinkelackers Wörterbuch und die vorliegende Grammatik zum Abschluß gebracht.

Ittmann stellt den Sprachbau in großer Ausführlichkeit dar, sein Buch ist weniger für das praktische Erlernen, aber um so mehr für ein vertieftes Studium geeignet. Es ist eines der wenigen Bücher über afrikanische Sprachen, die den Anspruch erheben, die gesamte Sprache in allen ihren Erscheinungen darzustellen, und man muß zugeben, daß dieser Versuch so gut wie vollkommen gelungen ist. Ittmanns Arbeit ist eine ganz wesentliche Bereicherung der afrikanisch-sprachlichen Literatur.

Reichlich kurz ist die Beschreibung der Laute weggekommen. Einen Laut zwischen palatalem k und t als „etwa zwischen ksch und tsch" zu bezeichnen, erscheint etwas grob. Auch über die Aussprache des „zerebralen" r hätte man gern etwas näheres erfahren, es scheint sich um ein einmal angeschlagenes r zu handeln, darauf deutet auch sein Wechsel mit d. Von c wird gesagt, es scheine nur in Fremdwörtern vorzukommen, unmittelbar darauf werden aber Doppelformen ncăngò neben nkăngò Schwager und ncéti nkéti Pfeil angeführt, die doch wohl keine Fremdwörter sind.

Die Töne, ihre Funktionen und Veränderungen werden in großer Sorgfalt behandelt, und hierin liegt ein bedeutender Fortschritt gegenüber allen früheren Arbeiten mit einer Ausnahme, nämlich der Studie Melzians über die Frage der Mitteltöne im Duala, MSOS 1930, Abt. 3. Melzian ist dem Tonproblem im Duala sehr eingehend und eindringend und mit großer Sachkunde nachgegangen, auch in viel größerer Ausführlichkeit als Ittmann. Ittmanns Ergebnisse weichen in keinem wesentlichen Stück von denen Melzians ab, bleiben aber in der Genauigkeit der Tonunterscheidung in Einzelfällen hinter ihm zurück, wie er auch S. 47 zugibt, daß er nicht alle Abstufungen der Mitteltöne genau angebe. Gerade da die ganze Arbeit so ausführlich angelegt ist, ergibt sich aus der nicht erschöpfenden Darstellung der Mitteltöne die falsche Vorstellung, als ob diese von unwesentlicher Bedeutung wäre, was tatsächlich nicht der Fall ist. Da Ittmann im Vorwort (S. 6) die Literatur über die Dualasprache anführt, ist es auffällig, daß er Melzians Arbeit mit Stillschweigen übergeht, denn es ist kaum denkbar, daß er sie nicht gekannt hat.

In der grammatischen Darstellung, die bei weitem den größten Raum einnimmt, ist kaum eine Ausstellung zu machen; alles beruht hier auf gründlicher Kenntnis, die durch langen praktischen Gebrauch, verbunden mit steter Beobachtung, erworben ist. Besonders wertvoll sind die Behandlung des Zeitwortes und der Wortbildung. Auch die in den meisten Arbeiten über afrikanische Sprachen vernachlässigte Satzlehre hat den ihr gebührenden Platz gefunden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

*** = Besprechung: der Besprecher steht in ( )**

Der Nahe Osten 1 1940:

8/9 129—34 H. H. Schaeder, Deutsche Orientforschung (ihre Entwicklung entsprechend der Wandlung der Geschichtsbetrachtung). — 134—9 E. Rossi, Die Kulturarbeit Italiens im Nahen Osten (Archäologie und Papyrologie, Orientalistik, kulturelle Einrichtungen). — 140—4 M. Schede, Leistungen und Aufgaben der deutschen Archäologie. — 144—50 H. Schwörbel, Zum deutsch-türkischen Wirtschaftsverhältnis. — 150—4 G. Jäschke, Das deutsche Auslandswissenschaftliche Institut und der Nahe

Osten. — 154—6 P. Müllens, Die deutsche Tropenmedizin und der Nahe Osten. — 156—63 J. Jordan, Archäologische Arbeiten im irakischen Euphrat- und Tigrisgebiet. — 163f. H. Grapow, Deutsche Ägyptologie. — 164—7 H. Scheel, Die türkische Wissenschaft und die deutsche Mitarbeit. — 167—9 W. Lentz, Iranisches Volkstum und deutsche Forschung. — 170—2 P. Eckhardt, Die Islamische Kunstabteilung der Staatlichen Museen in Berlin. — 172f. R. Hüber, Deutscher „Drang nach Osten". R. H.

Orientalia Christiana Periodica 7 1941:

1/2 5—35 G. de Jerphanion, La Croix d'Herculanum? (lehnt die Erklärung des Entdeckers Maiuri entschieden ab und sucht die Deutung des kreuzförmigen Abdruckes in einem heidnischen Kult). — 36—90 W. Drammer, Der Werdegang Hergenröthers „Photius". Ein Gedenkblatt zur 50. Wiederkehr seines Todestages (nach Briefen an Fr. X. Huber). — 91—148 W. de Vries, Der „Nestorianismus" Theodors von Mopsuestia in seiner Sakramentenlehre (auf Grund des Liber ad baptizandos). — 149—205 B. Schultze, Problemi di teologia presso gli ortodossi (über das Wesen der Orthodoxie und die Ideologie Chomjakov's). — 206—32 J. M. Hanssens, Une formule énigmatique des anaphores éthiopiennes (deutet die Formel „damīraka tahabōmū la-kuellōmū la-ella jenaš'ū emnēhū" als Residuum aus der Hippolytus-Anaphora). — 233—50 J. M. Vosté, L'ère de l'Ascension de Notre-Seigneur dans les manuscrits nestoriens (kommt in nestor. liturgischen Hss. nach 1500 vor und ist aus der Kirchengeschichte des 'Abdīšō' von Nisibin entlehnt). — 250—65 G. Hofmann, Patriarch Kyrillos Lukaris. Einfluß abendländischer Schriften auf seine Predigten. — 265—74 A. Raes, Théologie, Liturgie et Piété orientales. A propos d'un livre récent (S. Salaville, Studia orientalia liturgico-theologica). — 274—92 U. Monneret de Villard, Gli studi sull' archeologia cristiana d'Egitto 1920—1940 (Bibliographie mit 288 Nummern). — 293—4 St. Poglayen-Neuwall, Eine frühe Darstellung der „Eleousa" (koptische Elfenbeinschnitzerei des 7. Jahrh. im Worcester Art Museum, Massachusetts). — *B. Marx, Procliana (Ortiz de Urbina). — *G. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates (E. Herman). — *A. Vogt, Constantin VII Porphyrogénète, Le livre des Cérémonies 2. Texte und Commentaire (E. Herman). — *R. Abramowski, Dionysius von Tellmahre, jakob. Patriarch (W. de Vries). — *Recueil dédié à la mémoire du Prof. P. Nikov (E. Herman). — *Codificazione Canonica orientale. Fonti, Serie 2, Fasc. 12, 15, 16 (E. Herman). — *Asín Palacios, La espiritualidad de Algazel 3. (S. Lator). — *C. Brockelmann, Geschichte der islam. Völker u. Staaten (S. Lator). — *H. Wehr, Al-Ġazzālī's Buch vom Gottvertrauen (S. Lator). — *O. Pretzl, Die frühislamische Attributenlehre (S. Lator). Heffening.

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 14 (24) 1938:

6 185—208 E. Boerschmann, Die Pai t'a von Suiyüan, eine Nebenform der T'ienningpagoden (Die hier behandelte Pagode besuchte Verf. im Jahre 1934; sie liegt 22 km östlich der Stadt Sui-yüan und gehört zu der Gruppe von Pagoden, die nach dem Vorbilde der vom T'ien-ning-ssu bei Peking — 1048 n. Chr. — erbaut sind. Ihr Hauptmerkmal: statt gleichartiger Geschoßfolgen eine Dreiteilung von Sockel, Hauptgeschoß und Turmaufbau. Die Pai t'a selbst stammt aus den Jahren 1118—1123, ist ein architektonisches Meisterwerk mit kompliziertem und geistvollem Innenbau und mit hochstehenden figürlichen Steinreliefs, die z. T. ikonographisch noch ungedeutet sind, in den Wänden der beiden Hauptgeschosse; hervorragendes Beispiel für die Höhe der Baukunst des chinesischen Nordens unter den Dynastien Liao und Chin. Interessant die Beobachtung einer Bodenaufhöhung um mehr als 5 m seit Errichtung der Pagode). — 209—13 P. W. Meister, Edelmetallarbeiten der Mongolen-Zeit (berichtet über eine Gruppe von Silberarbeiten, besonders Schöpfgefäßen mit Drachenkopfgriff, die auf chinesische Vorbilder zurückgehen, der Zeit um 1200 und dem Gebiet der Goldenen Horde zuzuweisen sind; eine Gruppe, die innerhalb des islamischen Kunstgewerbes der Zeit vereinzelt steht). — 214—7 Franz Lüdtke, Altjapanische Kunst. Dichtungen (Sieben Gedichte, aus der Betrachtung und dem Erleben japanischer Kunstwerke der Berliner Ausstellung von 1939 entstanden; Empfindungen und gedankliche Ausdeutungen, eine unerwartete Gabe in der Reihe der wissenschaftlichen Beiträge). — 218—20 H. Rau, Eine Fehldatierung der Turfanmalerei (Nachtrag und Berichtigungen zu einem Aufsatze von D. Sinor in O. Z., N.F. 14/1938, S. 83—7, worin turfanische Stifterbilder auf Grund der Trachtenbeschreibungen bei Rubruk und Carpini in die Mongolenzeit, 13. Jahr., datiert worden waren. R. weist das frühere Vorkommen der Trachtenelemente nach und entkräftet die Argumente für die versuchte Späterdatierung). — 221—9 J. Hackin, Die Arbeiten der französischen archäologischen Delegation in Afghanistan. Zusammenfassender Bericht [September 1936—August 1937] (Inhalt des Vortrages vom 8. November 1938 vor der Ges. f. Ostasiatische Kunst in Berlin; mit Abb. wichtiger Funde in Gestalt geschnitzter Bein- und Elfenbeinplatten aus Begram, dem ehemaligen Kāpiśī, etwa 60 km nördlich von Kābul. „. . . die griechisch-römische Kunst und die Kunst Indiens berührten sich auf neutralem Boden, worunter ich verstehe, daß die Personen, die derart indische und griechisch-römische Gegenstände zusammenbrachten, keinerlei künstlerische Formeln aus ihrer eigenen Entwicklung hinzuzutun hatten"). — 230—9 W. Speiser, Weitere Ergänzungen zu Waley's Index (Erweiterung der in O. Z., N.F. 7/1931, S. 124ff. von Speiser gebrachten Nachträge zum Index chinesischer Maler). — 241—2 *E. Mackay, Die Induskultur. Ausgrabungen in Mohenjo-daro und Harappa (F. Gelpke). — 242—4 *R. Le May, A Concise History of Buddhist Art in Siam (E. Waldschmidt). — 245—6 *M. Feddersen, Chinesisches Kunstgewerbe (L. Reidemeister). — 246—8 *C. Hentze, Frühchinesische Bronzen und Kultdarstellungen (W. Eberhard). — 248 *A. D. Brankston, Early Ming Wares of Chingtechen (L. Reidemeister). — 249—52 *E. H. v. Tscharner, China in der Deutschen Dichtung (H. Trefzger). — 254—8 *W. M. McGovern, The Early Empires of Central Asia (W. Eberhard). — 258—9 *U. Harva, Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker. F. F. Commun. Nr. 125 (W. Eberhard). — 259—60 *G. Montell, Durch die Steppen der Mongolei (J. Schubert). — 261—72 Mitteilungen der Ges. f. Ostasiat. Kunst (u. a. Bericht über die Ausstellung japanischer Kunst in Berlin 1939). — 273—81 Bibliographie. — 282—4 Verschiedenes.

N. F. 15/16 (25/26) 1939/40:

1/2 1—11 L. Reidemeister, Das Yüeh-yao (Die Yüeh-Keramik 窯 der T'ang-Zeit war bis zu ihrer Wiederentdeckung durch Nakao i. J. 1926 bloß aus den chinesischen Quellenschriften bekannt, die im T'ao Shuo 陶 說 von 1774 zusammengefaßt sind, und von denen die älteste, der „Teeklassiker",

Ch'a-ching etwa 760, einen terminus ante quem gibt. R. beschreibt die Ware der beiden archäologisch untersuchten Töpferstätten von Chiu-yen 九 巖, wo die Bronzeformen der Han-Zeit noch nachwirken, und vom Shang-lin-hu 上 林 湖, die etwas später anzusetzen ist und deren reiche Ornamentik von der T'ang- zur Sung-Zeit überleitet. — Einflüsse auf Korea-Seladon zu erkennen; Export nach Japan nachzuweisen; Funde in Mesopotamien, Persien und Ägypten. — Das berühmte Pi-sê-Porzellan 祕 色 窯 ist feines Yüeh-yao). — 12—21 A. Graf Strachwitz, Chinesisches T'ang-Silber und ost-westliche Kunstbeziehungen (Behandelt Silbergefäße der T'ang-Zeit aus höfischem Bereich, die um datierte Denkmäler vorwiegend des 8. Jahrh. zu gruppieren sind. Nach Material, Formen und Ornamentation — Ranke, Jagdszenen — liegt ursprünglich fremdes Kunstgut vor, das auf Iran und die Spätantike zurückgeht). — 22—51 F. Kuhn, Die Verschwörung. Ein Kapitel aus aus San Kwo tschi Kap. 20f. Verdeutscht von Dr. Franz Kuhn (Gekürzte Wiedergabe der Abschnitte 4/20—23 aus San Kuo yen-i 三 國 演 義). — 52—5 F. Fichtner, Ernst Zimmermann zum Gedächtnis (Kurze Würdigung der Zimmermannschen Leistungen als Leiter der Dresdner Porzellansammlung, des Johanneums, in den Jahren 1906—1933, und als Forscher in seinen bekannten Werken „Chinesisches Porzellan", 1914, 2. A. 1923, und „Altchinesisches Porzellan im alten Serail", 1930, zu denen wichtige Arbeiten auch über das Meißner Porzellan hinzutreten). — 56—7 *A Guide to Japanese Studies, edited by Kokusai Bunka Shinkokai; ferner Bibliographische Jahresregister und kurze Bibliographien der Kokusai Bunka Shinkokai (O. Kümmel). — 57 *O. Fischer, Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan (A. Graf Strachwitz). — 57—8 *F. Rumpf, Japanische Volksmärchen (Th. Körner). — 59—60 Mitteilungen der Ges. f. Ostasiat. Kunst. — 61—6 Bibliographie. — 67—8 Verschiedenes.

3/4 69—77 L. Reidemeister, Studien zum Ko-Kutani (Das in Europa äußerst spärlich vertretene und bisher in der westlichen Literatur auch nicht monographisch behandelte Alt-Kutani-Porzellan 古 九 谷 lernte Verf. bei zwei Aufenthalten in Japan 1935 und 1938 kennen. Dieses alte Kutani, worunter die Fabrikate der 2. H. des 17. Jahrh. aus der von Maeda Toshiharu, Daimyō von Kaga, um 1640/50 begründeten, bis gegen 1690 von der Familie unterhaltenen Manufaktur verstanden werden, nimmt „eine einzigartige Stellung unter den Erzeugnissen japanischer Porzellanöfen" ein. Bemerkenswert ist der Sachverhalt, daß das 18. Jahrh. für die Geschichte des Kutani-yaki praktisch ausfällt und Europaexporte erst im 19. Jahrh. einsetzten. Charakteristisch für altes Kutani ist die Verwandtschaft mit Ming-Porzellan: dicker, fast steinzeugartiger Scherben, oft Brennsandspuren, Glasurfehler und Brandverziehungen: das besondere Gepräge aber geben die eigenartigen, dick aufgetragenen Schmelzfarben: vorherrschend Grün [Ao-Kutani], dann Manganviolett, tiefes Überglasurblau, Ockergelb, Eisenrot und Schwarz für die temperamentvolle, breit konturierende Zeichnung. Marken: „Kutani" nur im 19. und 20. Jahrh.; in der klassischen Zeit am häufigsten „Fuku 福", daneben „Roku 祿", „Shō 祥" und „Yū 祐", daneben Imitationen von Ming-Marken; als frühestes Datum tritt das Nengō Shōō 2 = 1653 auf). — 78—85 O. Kümmel, Ein japanisches Bildmärchen des 15. Jahrh. Das Amewakamiko no Sōshi des Tosa Hirokata (Bei einer Durchsicht der Berliner Bestände japanischer Malereien aus der Slg. des 1877—80 in Tōkyō lehrenden Breslauer Anatomen Hans Gierke — anläßlich eines Besuchs des japanischen Kunsthistorikers Akiyama [Kais. Museum, Tōkyō] — fiel unter der künstlerisch wertlosen Masse ein „sehr nach einem Original aussehendes Werk des jüngeren Yamato-E" auf. Eine Nachschrift der Bildrolle bezeichnet Tosa Danjō Fujiwara Hirokata als den Maler, „den regierenden Kaiser" als Textschreiber. Gegenüber der älteren Angabe, dies sei Kaiser Gokomatsu [1393—1412] gewesen, gelang es Akiyama nach Ermittlung des Schreibers der Nachschrift festzustellen, daß Kaiser Gohanazono [1429—1465] der Textkalligraph gewesen sein muß, was auch mit dem Lebensalter des um 1405 geborenen Hirokane harmoniert. Die Berliner Rolle, frühestens gegen 1439, spätestens 1456 entstanden, ist die zweite von zweien; die erste ist verschollen. Sie illustriert die Geschichte der Heirat einer Fürstentochter mit einer Schlange [vgl. Rumpf, Japan. Volksmärchen. Jena 1938, S. 69-76]. „In Europa ist sie wohl das einzige Werk der Schule von künstlerischer Bedeutung"). — 86—108 Li Li-weng 李 笠 翁, Die vollkommene Frau. Das chinesische Schönheitsideal. Übersetzt von W. Eberhard (Li Li-wêng, chinesischer Gelehrter und Kunstfreund des 17. Jahrh., bekannt als Herausgeber des „Senfkorngartens", Chieh-tzŭ-yüan hua-ch'uan; seine Äußerungen über Frauenschönheit, die Eberhard hier übersetzt, sind seinem I-chia-yen — 家 言 entnommen. Li erweist sich darin als bewußter und überzeugter Idealist, der die Vorstellung und die „Wunder der Phantasie" weit über alle Wirklichkeit stellt, wenn er auch in seinen Betrachtungen handfesten Realitäten nicht ausweicht). — 109—10 *M. G. Pernitzsch, Die Religionen Chinas (A. Forke). — 110 *E. Schmitt und Lou Y, Einführung in das moderne Hochchinesisch (S. Behrsing). — 111—2 *R. Pfister, Les toiles imprimées de Fostat et de l'Hindoustan (E. Kühnel). — 113—21 Mitteilungen der Ges. f. Ostasiat. Kunst. — 122—6 Bibliographie. — 127—8 Verschiedenes. M. Loehr.

Revue Tunisienne 1939:

1 (= N. S. 37) 1—62 G. L. Feuille, Sépultures Punico-Romaines de Gigthi (mit 3 Taf.: zurückreichend bis in die 2. Hälfte des 1. Jh. v. Chr. — besonders beachtenswert ein sehr gut erhaltener Holz-Sarkophag). — 63ff. A. Contencin, L'îlot de Sebkret Kredma el Kebira (Notizen über die — etwas rätselhaften — Ruinen auf der Insel in der Sebcha). — 67—86 L. Bercher, En marge du pacte „fondamental" (Übersetzung eines Antrages, in den entsprechend dem *'ahd al-amān* von 1857 gebildeten *Maǧlis al-a'lā* auch tunesische Juden zuzulassen, und der ablehnenden Antwort des Generals Husain — aus dem Jahr 1860). — 87—126 P. Bardin, Les Jebalia de la région de Gafsa. Etude sur des populations berbères habitant les massifs montagneux à l'Est de Gafsa (mit 3 Taf.: ausführliche ethnographische Studie über eine kleine Gruppe von seßhaften Berbern inmitten der umgebenden arabischen Beduinen; die berberische Sprache ist im Aussterben. Lehrreich die Notizen über die Änderung der Lebensverhältnisse seit dem Protektorat. Überraschend ist der Einfluß des Destur in den abgelegenen Dörfern, erklärt aus dem berberischen Eigensinn; gering ist die Wirkung des „mouvement anti-maraboutique": es scheint also, daß eine Art *salafīja*-Werbung bis hieher reicht). — Notes et documents: 127—31 G. Zavadonzki, Richard Holt, pionnier de la presse tunisienne. — 133 Bulletin critique. R. H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.

SENDSCHRIFTEN
DER DEUTSCHEN ORIENT-GESELLSCHAFT

Als 10. und 11. Sendschrift erschienen vor kurzem:

Alte Feststraßen im Nahen Osten

Von Professor Dr. **Walter Andrae**
Direktor bei den Staatl. Museen in Berlin

56 Seiten mit 4 Abbildungen im Text und 11 Tafeln. gr. 8°. Preis RM. 4.80.

Seit 1899 hat die Deutsche Orient-Gesellschaft in Vorderasien bei ihren großen Ausgrabungen der hethitischen Hauptstadt Hattusa, der assyrischen Tempelstadt Assur, der Weltstadt Babylon, der sumerischen Metropole Uruk insgesamt vier Feststraßen erforscht. Es sind die einzigen vier alten Feststraßen Vorderasiens. Aus ihrer Zusammenstellung ergibt sich ihr Gesetz und zugleich ein tiefer Einblick in das Geistesleben der altorientalischen Völker so verschiedenen Stammes, wie es Hethiter, Assyrer, Babylonier, Sumerer sind. Da sich die untersuchten Straßen über einen Zeitraum von 1000 Jahren verteilen, ist gleichzeitig ein Stück des Entwicklungsweges gezeichnet, den die Idee der Feststraße genommen hat. Damit werden wir auf die Gesamtentwicklung hingewiesen und können die allgemein-menschliche Frage nach Sinn und Wert dieser großen kultischen Gestaltung zu beantworten versuchen, wie es in dieser Sendschrift geschieht.

Das Iranische Feuerheiligtum

Von Dr. **Kurt Erdmann,** Berlin

94 Seiten mit 14 Abbildungen und 8 Tafeln. gr. 8°. Preis geh. RM 6.—.

Die Frage, welche architektonischen Formen in Iran für den Feuerkult gefunden worden sind, hat in den letzten Jahrzehnten immer größeres Interesse erregt, war es doch wahrscheinlich, daß von diesen Feuerheiligtümern wichtige Anregungen für Moschee- und Kirchenbauten des 1. Jahrtausends ausgegangen sind. Eine befriedigende Antwort wurde nicht gefunden. Erst durch die neuerliche Entdeckung einer Anzahl von Monumenten aus der sasanidischen Periode Irans ergab sich ein günstigerer Ausgangspunkt für die Untersuchung. Die vorliegende Arbeit ist der erste Versuch, in einer umfassenden Darstellung das Problem zu lösen. Neben den erhaltenen Bauten werden in größerem Umfang schriftliche Quellen herangezogen. Das so erheblich erweiterte Material ergibt ein zwar nicht lückenloses, aber ausreichendes Bild, das bei aller Mannigfaltigkeit eine klare Entwicklung vom achaemenidischen über das arsakidische zum sasanidischen Feuerheiligtum zeigt und gleichzeitig erkennen läßt, mit welchen Ausgangsformen die islamische und frühmittelalterliche Bauforschung zu rechnen hat.

J. C. HINRICHS VERLAG, LEIPZIG

VOR KURZEM WURDE AUSGEGEBEN

Origenes Werke

Herausgegeben im Auftrage der Kommission für spätantike Religionsgeschichte bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften

Zwölfter Band: *Origenes' Matthäuserklärung III.* Bearb. unter Mitw. von Prof. Lic. Dr. Ernst Benz von Prof. i. R. D. Dr. ERICH KLOSTERMANN. *1. Hälfte. IX, 269 Seiten. gr. 8°.* Geh. RM 22,50 (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte 41, I)

Dieser Halbband bietet vor allem eine neue Sammlung der sogenannten Katenen-Fragmente, gegen 600 Fragmente, soweit erforderlich, in einem neuen, lesbaren Text abgedruckt und mit kritischen Bemerkungen versehen. Den Schluß bilden die vier bekannten, im Homiliar Karls des Großen enthaltenen, von Paulus Diakonus dem Origenes zugeschriebenen Homilien zum Matthäus in wesentlich verbesserter Textgestalt.

Die zweite Hälfte, die die ausführliche Einleitung, reichlichere Register und Nachträge bringen soll, wird die Matthäus-Erklärung des Origenes beschließen.

J. C. HINRICHS VERLAG / LEIPZIG

PORTA LINGUARUM ORIENTALIUM

Sammlung von Lehrbüchern für das Studium der orientalischen Sprachen · Herausgegeben von Richard Hartmann

Die folgenden Bände sind zur Zeit lieferbar:

Band I: **Steuernagel,** Hebräische Grammatik. 9. und 10. Auflage. X, 156, 153* S. gbd. RM 9.—

IV: **Socin-Brockelmann,** Arabische Grammatik. 11. neubearb. Aufl. XII, 277 u. 102 S. gbd. RM 10.—

IVb: **Socin,** Arabic Grammar. 3rd edition. XVI, 170, 160 p. gbd. RM 9.—

V: **Brockelmann,** Syrische Grammatik. 5. vermehrte und verbess. Aufl. XIII, 160, 203*S. gbd. RM 12.—

XII: **Salemann-Shukovski,** Persische Grammatik. 2. unveränd. Auflage. XII, 118, 140 S. geb. RM 7.65

XIII: **Nöldeke-Müller,** Delectus veterum carminum arabicorum. XV, 240 S. kart. RM 9.—

XV: **Erman,** Ägyptische Grammatik. 4. Auflage. XVI, 309, 10 S. brosch. RM 14.40
—, Ergänzungsband. brosch. RM 4.05
—, Schrifttafel. brosch. RM 2.25

XVI: **Brünnow-Fischer,** Arabische Chrestomathie. 4. Auflage. VI, 184, 166 S. gbd. RM 9.90

XVIII: **Marti,** Kurzgefaßte Grammatik der biblisch-aramäischen Sprache. 3. Auflage. XII, 117, 98 S. gbd. RM 8.10

XXI: **Brockelmann,** Kurzgefaßte vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen. XII, 314 S. gbd. RM 10.80

XXII: **Sten Konow,** Khotansakische Grammatik. VI, 130 S. mit einer Schrifttafel. gbd. RM 10.—

XXIII: **A. von Gabain,** Alttürkische Grammatik, Wörterverzeichnis auch Neutürkisch. XVIII, 357 S. mit 4 Schrifttafeln u. 7 Schriftproben. gbd. RM 16.—

OTTO HARRASSOWITZ · LEIPZIG

IRANISCHE FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON HANS HEINRICH SCHAEDER

Als Band II erschien vor kurzem:

Nirangistan

Der Awestatraktat über die rituellen Vorschriften herausgegeben und bearbeitet

von Dr. habil. **Anatol Waag**

VI, 155 Seiten. gr. 8°. Preis geh. RM 12.—

Das Nirangistan, ein von der Forschung nicht genügend beachteter, inhaltlich und sprachlich bedeutsamer Awestatraktat, befaßt sich mit allem, was das Opfer betrifft. Da es in einem ungewöhnlich mangelhaften Zustand auf uns gekommen ist, blieb sein Verständnis bisher hinter dem der anderen Awestatexte zurück. Für die vorliegende neue Ausgabe des Werkes und die neue deutsche Übersetzung galt es, durch den Vergleich des Grundtextes mit der besser überlieferten mittelpersischen Übersetzung und durch erneute kritische Durcharbeitung den Text der beiden Handschriften von Verderbnissen und Fehlern zu befreien.
In den als Einleitung vorausgeschickten Abschnitten wird die Entstehungszeit und die Heimat des Nirangistan und der mittelpersischen Übersetzung behandelt und das Verhältnis dieser Übersetzung zum Grundtext untersucht. Ferner werden die Berührungen des Nirangistan mit anderen Awestatexten erörtert und die Beziehungen der mittelpersischen Übersetzung zu verschiedenen Texten der mittelpersischen theolog. Literatur geprüft. Anmerkungen zu einzelnen Stellen enthalten sprachliche und sachliche Erläuterungen, die das Verständnis des Textes erleichtern.

Als Band I liegt vor:

Die Mongolen in Iran

Politik, Verwaltung und Kultur der Ilchanzeit 1220—1350

von Dozent Dr. **Bertold Spuler,** Göttingen

XVI, 533 Seiten, mit einer Karte. gr. 8°. 1940. Preis RM 35.—

Es ist außerordentlich erfreulich, daß als I. Band der von H. H. Schaeder herausgegebenen, der Iranistik dienenden neuen Publikationsreihe „Iranische Forschungen", das vorliegende Werk von B. Spuler erschienen ist, das eine seit langem sehr fühlbare Lücke auf dem Gebiet orientalistischer Forschung ausfüllt. Dem Werk muß um so mehr Anerkennung gezollt werden, als allein die Sammlung des kaum übersehbaren Materials größte Schwierigkeiten gemacht hat . . . Es ist nicht möglich, auf den vielseitigen Inhalt des einzigartigen Werkes im einzelnen einzugehen. Die vielen Probleme, die hier aufgezeigt sind, werden später den Gegenstand von Einzelforschungen bilden, obwohl der Vf. bereits zu vielen Fragen selbst Stellung genommen hat.
Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Leistung, die der orientalistischen Forschung und der Geschichtsforschung gleichermaßen einen bisher wenig bekannten Zeitabschnitt aus der Geschichte Irans im Mittelalter erschließt.
Historische Zeitschrift (1941, 3)

Das Buch ist eine reichhaltige, auf umfassende Quellenerschließung gegründete Kulturgeschichte des Ilchan-Reiches. Wenn die politische Geschichte dieses Staates bereits vor einem Jahrhundert zweimal eine quellenmäßige Darstellung gefunden hat, so ist inzwischen nicht nur das Quellenmaterial wesentlich reicher geworden. Spuler hat besonders dank seiner weitausgedehnten Sprachbeherrschung viel stärker als die früheren Bearbeiter die z. T. erstklassigen Nachrichten aus den christlichen Literaturen des Orients beiziehen können. Vor allem aber liegt das Hauptgewicht seiner Arbeit auf dem Gebiet der Kultur und Verwaltung Irans unter den Mongolen, wofür die politische Geschichte mehr den unentbehrlichen Rahmen abgibt.
Wir sind Spuler für sein außerordentlich reichhaltiges und wertvolles Buch zu warmem Dank verpflichtet, nicht zuletzt darum, weil es uns eine neue und sichere Grundlage zu vielen Forschungen bietet, die es erfolgreich anregt.
Deutsche Literaturzeitung (1940, 41/42)

Weitere Veröffentlichungen in Vorbereitung

J. C. HINRICHS VERLAG, LEIPZIG